

II. Jahrgang.
No. 38

8. Kriegsnummer

17. September 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main



Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Angreifende Infanterie.

Umfang: 16 Seiten.

Soldatenkinder.



Phot. Meier u. Co., München.

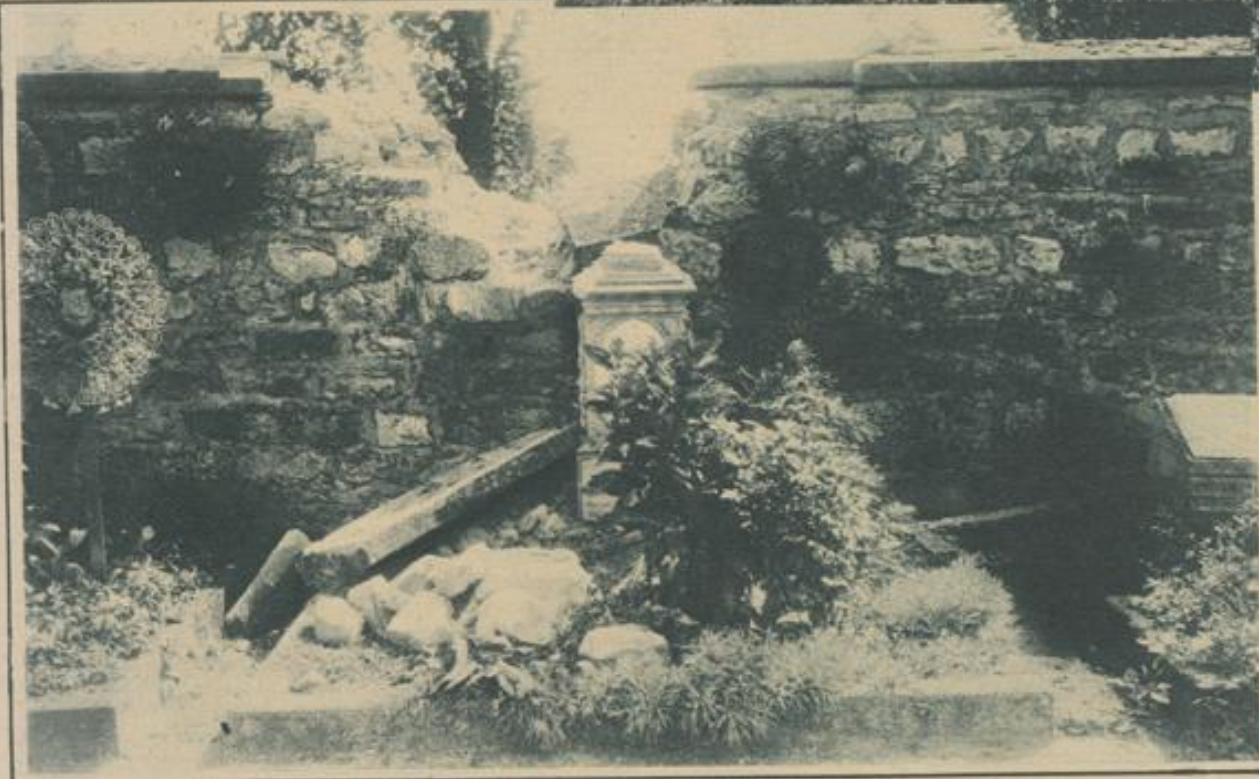
Das Lazarett im Louvre.



Um ihre Kunstschätze vor deutschen Granaten zu schützen, haben die Pariser den Louvre in ein Lazarett umgewandelt. (S. 1. S. 24. v. Andriehs. Bonn.)

Bilder von der Schlacht bei Metz.

Am 20. und 21. August waren die großen Tage von Metz. Unter Führung des Kronprinzen von Bayern erkämpften Truppen aller deutschen Stämme, wie es in dem Bericht des Generalquartiermeisters hieß, zwischen Metz und den Sogeyen einen großen Sieg. Unter schweren Verlusten wurden die Franzosen geworfen. Wir geben einen kleinen Ausschnitt aus dem ungeheuren Ringen wieder, das sich auf einem riesigen Raum erstreckte. „Das Schlachtfeld nahm,“ dieser Satz hat sich wohl allen eingeprägt, die diese amtliche Bekanntmachung gelesen haben, „einen größeren Raum ein, als in den Kämpfen von 1870-71 unsere gesamte Armee in Anspruch nahm.“ Ueber mehr als 100 Kilometer dürfte sich die Schlacht-



Eine durch eine Granate getroffene Friedhofsmauer.

Verteidigungslinie der Franzosen bei einem Friedhof, auf dem besonders stark gekämpft wurde.

front hingezogen haben. Unser kleiner Ausschnitt gibt ein Bild von der Heftigkeit des Kampfes. Schon 1870 hat es viele Kirchhofskämpfe gegeben. Hinter den Mauern und Gräbern war gut Deckung zu finden. Daß die Kämpfe von 1914 denen von 44 Jahren nichts an Heftigkeit nachgegeben haben, beweisen unsere Bilder. Deutlich kann man an den Postamenten die Spuren der Gewehrkugeln und Schrapnellstücke sehen. In der Ferne des weiten Landes erhebt sich ein zerbrochenes Haus. — Der Sieg von Metz ist für uns von weittragender Bedeutung gewesen. Diejenigen Mächte, die in ihrer Haltung uns gegenüber noch schwankend waren, wurden mit einem Male belehrt, daß der deutsche Siegeszug unaufhaltsam ist, daß durch so glänzende Siege Truppen frei wurden, die anderweitig verwendet werden konnten. Der Sieg von Metz hat in erster Linie Italiens Haltung bestimmt und von einer waghalsigen Abenteuerpolitik abgebracht, in die gewisse politische Kreise es gerne hineingetrieben hätten.

× × ×



Spuren des Kampfes: in den Postamenten sind deutlich die Löcher der Gewehrkugeln zu sehen.

Phot. N. Schmidt, Metz.



Bereitene Pfadfinder

In Feindesland.

Auch heute hat sie vergeblich auf Nachricht von ihrem großen Jungen gewartet. Immer wieder liest sie seine beiden letzten Briefe, obwohl sie den Inhalt Wort für Wort auswendig weiß.

Den ersten Gruß von französischem Boden. Seit gestern hier. Überall siegreich. Zehn bis zwölf Kilometer südlich hören wir die Beschießung Mainonvillers, eines Forts von Lunéville. 250 Meter südlich der Wald von Parroy mit feindlichen Streitkräften besetzt. Als erster der Kolonne zog

v. Hingé, der neue deutsche Gesandte in Peking.

Östphot. Zauban, Berlin.



Phot. Zennoff, Berlin.

im Elsaß, die schon gute Dienste geleistet haben.

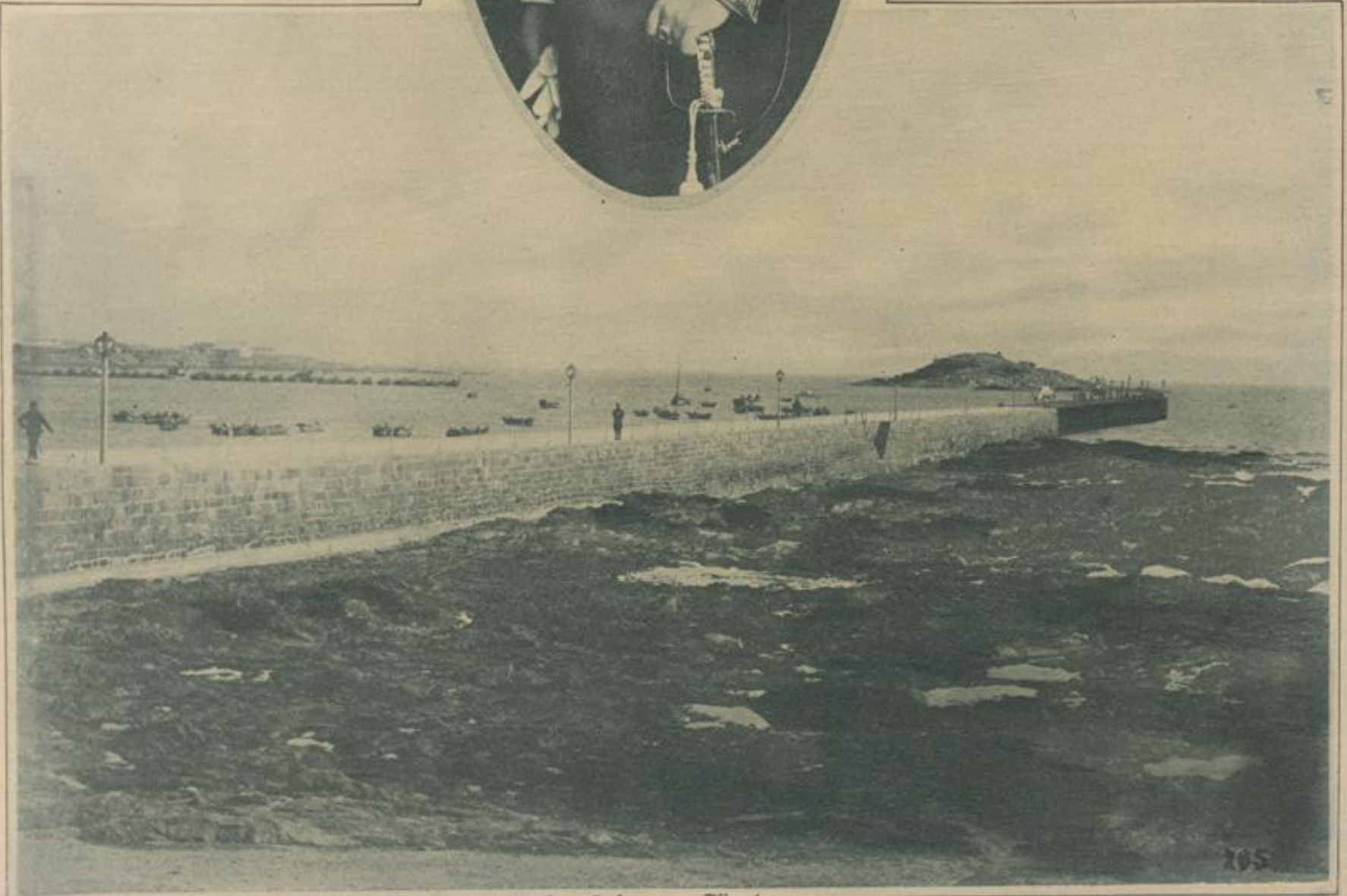
ich mit vier Mann und geladenem Revolver hier ein. Leute aber bisher sehr lebenswürdig. Hast Du meine Brieffachen erhalten? Ich bisher noch keine, da unsere Post zurückgehalten wurde. Herzlichen Gruß
Dein Walter."

Bl. metey, 30. 8. 14.

"Liebe Mutter! Alles wohl. Heute zum ersten Mal Post erhalten. Erwiderne sie sofort, da der Befehlsmessänger sie noch mitnehmen soll. Dienstag der Schlacht bei Lunéville in unmittelbarer Nähe beigewohnt. Später sind die Kolonnen, von der Bevölkerung Lunévilles unterstützt, von Soldaten in Zivil angeschossen worden. Auf mich ist vielleicht 30 Mal geschossen, aber ohne Erfolg. Mein Fuchs "Sieg" hat sich tadellos benommen. Ich ritt allein an einsamem Schütz vorbei, aus dem geschossen wurde. Später war ein mächtiger Graben zu überspringen und ein Wald zu nehmen. "Sieg" alles famos gemacht. Herzlichen Gruß!
Dein Walter."

— auf mich ist wohl 30 Mal geschossen worden — — Wieder fühlt sie den furchtbaren Schreck, der sie beim Lesen des letzten Briefes durchzuckte. Barmherziger Gott, ihr Junge! Ihr Walter mit den braunen, lebensfrohen Augen! Wie stolz war sie auf ihn, als er zum ersten Male als Reserveleutnant in der flotten Manenuniform vor ihr stand! Nun ist er schon vier Wochen fort. Beim Abschied hatte er gesagt: "Mutter, ich bring' Dir auch das Neueste von Paris mit. Wie lang hat's Zeit? Vier Wochen —?"

Der Krieg, der unselige Krieg! Wenn aus den tausend heißen Wünschen Taten würden, dann wäre Frieden. So aber heißt es sich bescheiden. Frauenlos —! So lange hat sie keine Nachricht mehr von ihm. Seit Tagen wartet sie von Post zu Post. Abends schläft sie ein mit dem Gedanken: "Morgen früh hat Walter geschrieben!" Und am andern Morgen, wenn ihr Warten vergeblich war: "Mit der nächsten Post aber kommt sicher ein Brief von dem Jungen!" Sogar zu dem gewohnten



Der Hafen von Tjingtau.

Rittagschläfchen kann sie sich nicht verheben, jedes Klingeln draußen versetzt sie in nervöse Spannung. Dieses quälende Warten lähmt ihre Tatkraft. Und müde macht es, — so müde — Durch die geöffnete Balkontür schwebt leiser Duft der letzten roten Rosen. Still ist's im Zimmer. Nur das Ticken der großen Standuhr und das Summen eines verirrten Brummers. —

Kanonendonner, Pulverdampf, Granaten krepieren. Nicht neben dem Führer der Führerkolonne zischt ein verirrter Granatplitter in die Erde. Der Kampf tobt Stunde um Stunde. Dann verstummt das Geschützfeuer, nur noch vereinzelt fallen Schüsse. Die Kolonne rückt vor. Überall Spuren der Schlacht. Die Straßen verlassen, hier und dort zerstörte Häuser, die von der furchtbaren Wirkung der Geschosse zeugen. Walter reitet, den geladenen Revolver in der Rechten, dem Zuge voraus. Ausgestorben scheint die Stadt. Sie biegen in eine Straße. Aus dem dritten Hause fällt ein Schuß, streift hart den Helm des Führers. Gleichzeitig krachen aus anderen Häusern sechs, sieben Schüsse. In den Fensteröffnungen werden Gewehrläufe sichtbar. Aus Kellern, Bodenkulen, — aus allen Stadwerken flie-



Tiroler Schützen.

und rücken Sie bis zur Wegkreuzung vor. Ich werde versuchen, Hilfe zu holen. Hinter dem Walde müssen unsere Truppen liegen."

Ueber die Landstraße reitet der Leutnant. Einige hundert Meter vor ihm liegt ein einlaimes Gehöft, da werden ja wohl auch Franktreue zu Hause sein. Er ladet seinen Browning. Jetzt kann er es erst deutlich erkennen. Ein großes Bauerngut. Drüben der Wald. Wenn er den erreicht hat, ist er gedeckt. Das Haus liegt da wie im Schlaf. Im angrenzenden Hofraum kein Mensch zu sehen.

Ein breiter, tiefer Graben trennt die Straße von den Wiesen, die zum Walde führen. Unmöglich, ihn hier zu nehmen. Vielleicht verengt er sich oberhalb des Gehöftes. Der Leutnant späht scharf nach den Fensteröffnungen. Nichts Verdächtiges.

"Sieg, jetzt mache Deinem Namen Ehre!" Der Fuchs spitzt die Ohren, er wirft den Kopf hoch und galoppiert mit seinem Reiter dem Bauernhof näher und näher. Die Dämmerung kriecht über Land. Fester saßt der Leutnant die Zügel, in der rechten Hand den Browning schußbereit. Aus den Fenstern saßen Schüsse. Ihm ist, als träfe



Degenverkäufer in Berlin. „Jeder Stoß ein Franzos“.



Schottischer Soldat.



Schottische Militärtypen.

gen die feindlichen Kugeln. Hinter dem Leutnant fällt der Unteroffizier, vor dem Wagen stürzen die Pferde. Ihm selbst schwirren die Kugeln um den Kopf. Scheinbar haben es die Feinde auf ihn abgesehen. Aber keine Kugel trifft.

„Schlechte Schützen!“ denkt er spöttisch. Die kleine Schar kämpft sich durch, umfaßt von dichtem Kugeltregen. Die Wagen, deren Bespannung gelähmt ist, müssen sie verloren geben.

Möglich Signale. Deutsche Signale. . . ! Jemandwo fern. Mit raschem Entschluß biegt der Leutnant in eine Seitenstraße, die ins Freie führt. Heiß steigt der Born in ihm auf. Diese elende, hinterlistige Bande! Im ehrlichen Kampf laufen sie davon und überfallen hinterrücks die Kolonnen. Der Ueberfall soll aber gerächt werden! Für jeden verwundeten deutschen Soldaten zwiefacher Halunken! Zusammenstießen sollen sie das Rest!

„Wachtmeister, halten Sie die Kolonne zusammen“



Zielübungen der Kriegskriewilligen auf dem Griesheimer Exerzierplatz.

ein Steinwurf seine rechte Schulter. „Sieg“ blutet. Eine Kugel hat ihm den Schenkel verlegt. Zum Wald! Der Leutnant reißt den Fuchs nach links. Hinter ihm fliegen die Kugeln. Da bricht „Sieg“ zusammen . . . dicht vor ihm der schühende Wald.

„Walter!!! Walter!!!“ Mit wehem Aufschrei fährt die Schlafende auf. Verfürbt blickt sie um sich. Der Traum, der gräßliche Traum! Ihr Blick fällt auf die Briefe in ihrer Hand. Sie ist darüber eingeschlafen.

Auf dem Flur werden Stimmen laut. Eine Stimme — die Tür fliegt auf. „Mutter!!!“ Mit weitauferissenen Augen starrt sie ihren Jungen an.

„Mutter, liebe Mutter!“ „Mein Kind!!!“ Wortlos halten sie sich umfaßt. „Walter, ich hab' Dich wieder!“

„Ja, Mutter. So ein feiger Kerl hat mich angeschossen. Nun mußt Du mich rasch gesund pflegen, denn beim Einzug in Paris darf doch Dein Junge nicht fehlen!“

Anna Maria.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

(A. Fortsetzung.)

Zwei blonde Lockensträhnen hingen ihr fast bis in die Augen. Als sie aufsaß, kam Wulff wieder die seine Erinnerung an einen Sommertag, an eine Mutter, die mit ihren Kindern spielte. Ob, er kannte sie gut.

Madame reichte ihm die Hand und sprach mit einer Stimme, die ebenso gut einem Pastor oder Lehrer gehören könnte:

„Seien Sie willkommen, mein Lieber.“

Wulff war von der einfachen Begrüßung so tief ergriffen, daß er noch steifer da stand.

Die Frau Vogt erhob sich.

„Kommen Sie, ich werde Ihnen Ihre Zimmer zeigen.“

Sie lief eilig voran, die Treppe hinauf. Oben stieß sie das Fenster auf.

„Es ist alles sehr einfach. Die Tapeten sind nicht sehr schön mehr.“ . . . Sie zerrte an der Bettdecke. . . . „Wenn Sie noch etwas wünschen, sagen Sie es mir.“

„Nein,“ sagte Wulff verlegen und leise.

„Neben an schlafen die Kinder. Sie essen mittags und abends mit uns zusammen. Den Kaffee schicke ich Ihnen ins Büro. Es ist Ihnen doch recht? Sie werden hoffentlich länger bei uns bleiben als Herr Johannsen. Herr Johannsen war der frühere Schreiber. Er ist nach Großheide gekommen ans Amtsgericht. Kennen Sie ihn nicht? . . . Aber unsere Kinder kennen Sie, nicht wahr? . . . Fred geht aufs Gymnasium in der Stadt, und Lall kommt nächstens in Pension. Wir sagen noch immer Lall — eigentlich heißt sie ja Marianne. Aber das kam so, weil sie sich als kleines Kind selbst den Namen gab. . . . Aber ich muß wohl gehen.“

Der kleinen Frau fiel plötzlich ein, daß es unter ihrer Würde war, hier zu stehen und mit dem neuen Schreiber zu schwätzen. Sie wurde verlegen und lief davon.

Wulff blieb allein und sah sich einen Augenblick in dem Raum um, der sehr einfach war und nur die notwendigsten Möbel enthielt, und der doch so hell und freundlich ausah.

Sein Fenster ging auf einen Rasenplatz und wurde von einer breitläufigen Linde beschattet. Draußen zwitscherten ein paar Stare. Ein leises Singen klang durchs Haus. Vielleicht sang eines der Dienstmädchen bei der Arbeit. Dazwischen klang helles Lachen. Es klang fast wie ein Jubel. Man hörte keinen Miston, kein Dröhnen und Schelten.

Er atmete auf. All der Trost und Stolz, der sich Jahre hindurch in dem Knabenherzen angesammelt hatte, sank zusammen. Bescheiden, fast demütig trat er ins Büro.

Es war schon Arbeit für ihn da. Der Vogt wies ihn sofort an. Mit kurzen Worten erklärte er ihm seine Obliegenheiten und übergab ihm dann einige Aushängebogen, die er in sechs Exemplaren sauber abschreiben sollte.

Wulff blieb allein und war eifrig beim Schreiben, als die Tür aufging und ein Mädchen hereinkam. Es war ein blaßes Gesichtchen mit aschblonden Scheitel und großen grauen Augen. Er erkannte es nicht; aber er war sicher, daß es des Kirchspielvogts Tochter war.

Sie trat näher, die Augen auf ihn gerichtet. Es war eine Sicherheit in ihrem Wesen, die ihn verwirrte. „Sie sind der neue Schreiber, nicht?“

„Ja,“ antwortete Wulff. Da er nichts mehr zu antworten wußte, schrieb er, ohne aufzublicken, weiter. Er hatte einen sehr roten Kopf bekommen.

Lall warf ihre Mühe beiseite und setzte sich ohne Umstände auf den Tisch in der Mitte des Zimmers. Stumm sah sie einige Minuten da, sah starr vor sich hin und schlenkerte mit den Beinen.

„Wulff Jessen!“ rief sie plötzlich, als ob sie mit einem Mal erwachte.

Er fuhr in die Höhe.

„Jawohl?“

„Jetzt hab' ich Ihren Namen erwischt“, rief sie fröhlich. „Es ist ein schöner Name und Sie sehen auch garnicht wie ein Zigeuner aus.“

„Ich bin auch keiner,“ entgegnete er heftig.

„Aber Sie sind doch vom Laternberg.“

„Muß ich deswegen ein Zigeuner sein? Ich bin ein guter Dithmarscher.“

„Und ich bin eine gute Dithmarscherin.“ In ihren grauen Augen strahlte ein schönes Licht auf.

Jetzt sprang sie vom Tisch herunter und strich sich das Haar hintenüber. Es wölbte sich über der hohen Stirn; denn es war sehr dicht.

„Ich glaube, wir werden uns sein vertragen. Sie sitzen bei Tisch neben mir. Wenn Sie nett sind, pelle ich Ihnen die Kartoffeln ab. Wir essen immer Pellkartoffeln.“

„Ich werde mir Mühe geben,“ sagte er.

„Ach, das nützt doch nichts. Wenn Sie nicht von

Mühe. Aber man muß ja mal Unterschied kennen lernen. Die Frau — na, die ist ja man simpel, aber der Herr — Jo'n Herrn gibt es nicht wieder. Der ist wirklich nobel. Ja, Sie können sich gratulieren.“

Das tat Wulff auch. Er wußte wohl, daß es nicht überall so war wie hier. Im Nachbarort mußte der Schreiber des Kirchspielvogts mit dem Knecht zusammen in einer Kammer schlafen.

Beim Mittagessen lernte er sämtliche Hausgenossen kennen. Der Vogt saß auf dem breiten Ledersofa oben am Tisch. Sein volles Antlitz strahlte, seine Augen blühten. Wenn er redete, und dabei seine großen Handbewegungen machte, sah er aus wie ein Feldherr.

Rechts von ihm saß Madame. Die blickte mit ihren klaren Augen über den Tisch, ob auch jeder zu seinem Rechte kam, und wenn die Frau Vogt, die ihr gegenüber saß, einmal etwas Verlehtes sagte oder tat, bestete sie ihre Augen auf sie und es sah fast aus, als läge ein mildes Bedauern darin.

Lall saß neben Wulff und pelle ihm wirklich die Kartoffeln. Alfred mußte seine selber pellen, weil er ungezogen war. Er und Lall lebten auf dem Red- und Kriegsfuß.

Mieken und Lene, die beiden Dienstmädchen, saßen unten am Tisch neben Wulff. Es waren bescheidene Mädchen, die nur redeten, wenn sie gefragt wurden. Sobald sie fertig waren, sagten sie: „Gesegete Mahlzeit“ und marschierten eine hinter der anderen mit dem Teller in der Hand hinaus.

Das Essen war sehr gut, weit besser, als Wulff es im Schusterhäuschen und auf Jakobshof gewohnt war.

Dies gemeinsame fröhliche Mittagmahl wirkte auf alle Hausgenossen wie eine körperliche und seelische Erquickung und machte sie willig und lüchtig zur Arbeit.

Den Abend hatte Wulff für sich.

Er saß auf seiner Stube und überlegte, ob er wohl hinunter ins Schusterhäuschen ginge. Aber dort waren sicher die Nachbarn. Man würde fragen und horchen und reden über den Vogt. Die Mutter würde fragen, was er gegessen und wie es geschmeckt habe, was dort gesprochen würde und wie es herginge. Nein, er haßte den Matsch. Er haßte es auch, wenn sie ihm die Paden streichelte. Eine richtige Mutter würde es ganz, ganz anders tun. Da mußte einem so wohl ums Herz werden, daß man nicht atmen konnte vor Glück.

Nein — er ging nicht hin. Zum Schluß, wenn er nicht antwortete und nicht antworten wollte, hieß es doch wieder: Ja, der tolle Kopp!

O, er wußte es ganz genau.

Er öffnete das Fenster. Es war ein klarer Frühlingsabend. Unten stand jemand und schaute herauf. Es war Lall.

„Wulff Jessen, kommen Sie doch herunter. Wir gehen aufs Feld, Fred und ich. Kommen Sie!“

In einer Minute war er unten.

„Nur noch mein Käppfel. Wo ist mein Käppfel?“

„Das wird wohl oben im Birnbaum hängen,“ meinte Fred.

Wulff und Lall suchten und stürzten sich beide zu gleicher Zeit darauf.

„Hurra!“

Run ging es los. Sie kletterten über den Hof, durch den Garten, krochen durch eine sehr dornige Stachelbeerbüschel und balancierten unter Lebensgefahr zwischen einem Graben und einem Gestrüpp von Weiden. Es waren alte Stümpfe mit jungem Federgezwige. Es ging über ein wackliges Brett und weiter auf einem Fußsteig durchs Feld.

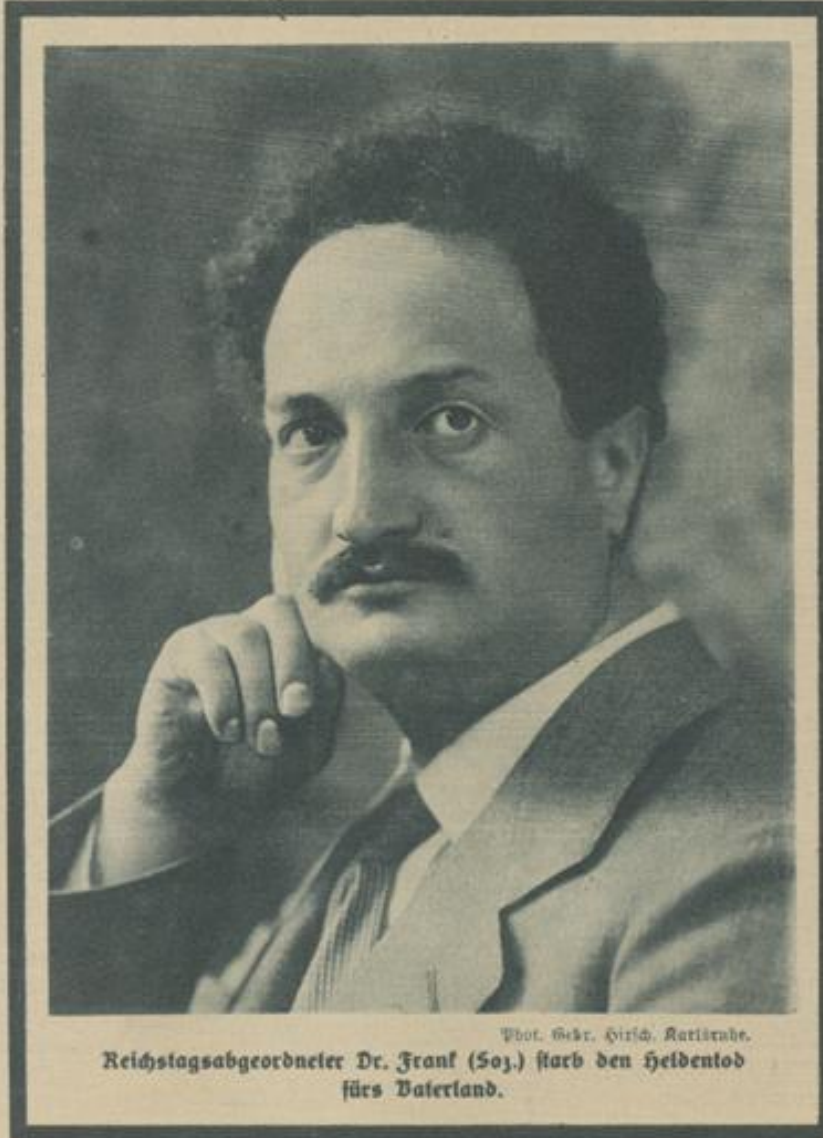
Es war kein Steig aus Steinen gelegt, und doch war er so fest, daß kein Regen ihn aufweichen, kein Gras ihn überwuchern konnte. Durch viele Jahre hatten ihn Menschenfüße hart getreten.

Die drei jungen Leute gingen einer hinter dem andern. Die Kinder der Marsch wußten wohl, daß es eine große Sünde wäre, das Gras daneben zu zertreten.

Lall ging immer zehn Schritte voraus und wandte dann ihr erhitztes Gesichtchen zurück.

Sie mußten noch um eine Hecke und über ein Grabenbett gehen, dann waren sie auf dem breiten Feldweg.

Fred tat einen Pfiff: „Quirewiewitt!“



Reichstagsabgeordneter Dr. Frank (Soj.) starb den Heldentod fürs Vaterland.

Natur nett sind, wird es dadurch bloß schlimmer. Aber jetzt muß ich gehen. . . . Klavierstunde. . . . eine — zweie — eine — zweie! . . . Wo ist denn mein Käppfel? Ich suche schon eine Stunde.“

Sie fuhr auf dem Fußboden herum.

„Mein Käppfel, mein Käppfel!“

Wulff stand verlegen an seinem Pult und dachte, was er wohl anfangen sollte, wenn er nicht, wie das Fräulein wünsche, von Natur nett war. In seinen Händen drehte er einen dunklen, wolligen Gegenstand, den er irgendwo aufgehoben hatte.

„Da haben Sie ja mein Käppfel.“

Sie riß es ihm aus der Hand und stülpte es auf, und er wunderte sich, wie hübsch das unscheinbare wolllene Mütchen ausah, als es auf ihrem blonden Haar saß.

„Adjö, Wulff Jessen!“

Wie sie gekommen war, verschwand sie wieder. Wulff Jessen machte sich von neuem über seine Aushängebogen her. Im stillen ärgerte er sich über sich selbst. Er war doch sonst immer so fix mit einer Antwort bereit und fürchtete sich vor den vornehmsten Leuten im Dorfe nicht, und diesem Mädchen gegenüber, das vielleicht noch ein Jahr jünger war als er selbst, wurde er verlegen und wußte nichts zu antworten. Er malte sich aus, wenn sie wiederkäme, was sie dann wohl sagen und was er dann antworten würde. Rede und Gegentrede folgte. In seinen Gedanken entspann sich ein lebhafter Wortwechsel.

Mieken, die Binnerbeern, riß ihn aus der Arbeit und Träumen. Sie brachte ihm Frühstück und knüpfte dabei eine kleine Privatunterhaltung an.

Sie können sich gratulieren, daß Sie hierher gekommen sind. Hier wird man wenigstens als Mensch esteemiert. Ich habe es garnicht mal nötig zu dienen; denn meine Alten haben eine Landstelle mit vier milchen

Es war ein schöner Abend. Herbstweht wehte der Westwind über die Marsch. Der Koog leuchtete im frischesten Frühlingsgrün, mit seinen blanken Gräben, die noch nicht übermüdet waren und seinen schnee-weißen Schafferden. Die Sonne ging hinter einer glut-roten Wolkendecke unter.

Sie gingen weit hinaus. Fred rauchte eine verbotene Zigarette und bot auch Wulff eine an. Der dankte. Lall ging wieder vor ihnen her. Manchmal schritt sie rückwärts mit den Händen auf dem Rücken, die Augen auf Wulff geheftet.

„Nicht wahr,“ rief sie, „unser Heimat ist ein feines Land? Ich freue mich, daß ich hier geboren bin.“

„Ich auch“, sagte Wulff. „Ich wünschte nur, ich wäre zu anderer Zeit geboren, zu Wulff Hebrants und Kaldes Karstens Zeit, zu der Zeit der Achtundvierziger.“

„Quirewiewit!“ pfiff Fred.

„Du bist albern, Fred! Sehen Sie, das habe ich mir auch immer gewünscht. Und noch einer wünscht es — mein Vater. Er wäre vielleicht kein guter Bauer geworden, aber ein feiner Regent.“

„Das ist er auch jetzt.“

„Freilich, aber sie sehen es nicht ein.“

„In Wulff wollte es auf.“

„Diese Bauern!“

„Ich mache mir nicht so viel aus der Marsch,“ sagte Fred. „Man kann sich hier nicht rühren. Nicht einen Streich kann man machen, ohne daß das ganze Dorf zusieht.“

„Das ist wohl wahr, aber ich kümmere mich nicht darum. Lustig kann man doch sein.“

Lall warf ihr Köppel in die Luft und spielte Fangball damit. Dann ging sie wieder neben den andern, und ihre rechte Hand streichelte im Vorbeigehen die Weidenzweige und das hohe Weggras.

Die Sonne war untergegangen. Das Rot der Wolken ging ins Violette über. Der Wind wehte kühler. Im Dorfe blühten die ersten Lichter auf. Da machten sie sich eilig auf den Heimweg.

Zu Hause war die beste Stube hell erleuchtet. Stimmen klangen heraus. Lall horchte an der Tür. „Besuch aus der Stadt“, flüsterte sie. Auf Zehenspitzen schlichen sie die Treppe hinauf und trennten sich hier wie Spitzbuben, die zusammen hielten.

Als Wulff an diesem Abend in seinem Bette lag und die Stunden des Tages an seinem Geiste vorüberziehen ließ, überkam ihn ein Wohlbehagen, wie es wohl ein Kind hat, wenn es von der Mutter liebevoll zugedeckt wird. Mit einem Lächeln um den Mund schlief er ein. Das war nie geschehen, solange er denken konnte.

Es folgte noch mancher Abendspaziergang in den Koog, wenn die Sonne sich rötete, wenn die bunten Kinder im Gras lagerten und wiederkauten und die Frösche in den Gräben quakten.

Zu zweien oder dreien gingen sie. Lall immer voran. Dann erzählten sie und erwarteten sich für dieses und ereiferten sich über jenes, sehnten sich nach großen Zeiten und fühlten sich frei und stark. Fred ging nebenher, pfiff und rauchte Zigaretten.

Wenn es schlechtes Wetter war, verbrachten sie den Abend meistens in der Wohnstube. Madame las aus einem schönen Buche vor, oder Lall spielte auf dem Klavier eine Sonatine. Der Vogt war meistens fort. Frau Fische sah und stützte an irgend einer überflüssigen Kleinigkeit mit einem Eifer, als ob es ums tägliche Brot ginge. Fred neckte abwechselnd Mutter und Schwester. An die Großmutter traute er sich nicht heran.

Eine Zeit kam, da wurde bis in die Nacht hinein genächt. Lall bekam eine feine Ausstattung. Sie sollte in ein Haushaltungspensionat, wo sie ihre gesellschaftliche und praktische Ausbildung erhielt. Es war ein sehr teures Pensionat in Hannover.

„Ich sehe es wohl ein,“ sagte Lall, „ich verwildere hier. Wer soll mir denn die Allüren beibringen? Großmama ist zu alt und Muttechen — — — ach Muttechen hat ja keine Ahnung. . . . Zwei Jahre bleibe ich fort, und wenn ich wiederkomme, Wulff Jessen, dann renne ich nicht mehr voran und rufe nicht mehr so laut ich kann. Dann trage ich kein Köppel mehr, sondern einen großen Federhut. Der muß wippen: wipp, wipp, und mein Kleid hat eine Schleppe und rauscht. Wenn Sie mir dann begegnen, verneige ich mich fein und reiche Ihnen die Fingerspitzen. Selbstverständlich trage ich mir Glacés. Dann frage ich: „Wie geht es Ihnen, Herr Jessen?“

„Das tut mir leid,“ sagte Wulff traurig.

„Sie sollten sich darüber freuen. Sie werden sich auch vervollkommen. O, ich sehe schon; wenn wir uns wiedersehen, werden Sie sehr stolz geworden sein. Sie haben schon jetzt manchmal eine Art, den Kopf in den Nacken zu werfen. Ich glaube, Wulff Jessen, Sie sind im Grunde ein sehr hochmütiger Mensch.“

So sprach sie zu ihm, als sie zum letzten Male zusammen übers Feld gingen. Sie war ein bißchen vom Winde zerzaust und vom Sonnenrot vergoldet und sah inmitten des fatten Grüns wie eine frische Blüte dieses Landes aus.

Ihre Worte stimmten ihn traurig und froh zugleich. Es war ein eigenartig süßes Gefühl, dessen er sich selber kaum bewußt war.

So war auch der Abschied. Als sie schon im Wagen saß und die Pferde anzogen, nickte sie ihm lächelnd zu, und er sah, wie dabei die Tränen in ihren Augen glitzerten.

Dieses Bild bewahrte er in seinem Herzen. Sie erschien ihm darin wie eine Nume, auf die der Tau perlt und zugleich die Sonne scheint.

Siebentes Kapitel.

Die Jahre gingen hin. Im ersten Jahre war Wulff Lehrling gewesen, im zweiten dünkte er sich Geselle. Er strebte nach der Meisterschaft.

Mitunter kehrten die Kindheitsträume wieder, da er Kaufmann werden wollte. Er sah sich im Getriebe der Welt, wo bunte Schaufenster lockten, wo die Menschen in Scharen aus- und eingingen und das Geld roulierte. Aber solche Bilder verblaßten mit der Zeit immer mehr. Wo konnte er wohl mehr lernen als hier?

Sein Herr, das war einer. Der besaß den rechten Stolz, den Stolz der Persönlichkeit, der nicht an die Schoule gebunden ist, der sich einer ganzen Welt gegenüber behaupten kann.

Wenn die große Gestalt des Vogts mit dem mächtigen Kopf und den blühenden Augen vor ihn hintret, dann hatte er stets von neuem das Gefühl, als stünde ein Feldherr vor ihm.

Jens Hellmann besaß den Zug ins Große, der keine kleinen Rechenerempel liebt. Dabei war er von seltener Tatkraft erfüllt. Wenn er redete, riß er seine Zuhörer fort. Niemand vermochte es, seine Ausführungen zu widerlegen. Sein Wille galt im Dorfe, und dieses hatte den größten Nutzen davon.

Es war ein ausgedehntes Kirchspiel, das er zu verwalten hatte. Er hatte das ziemlich verwahrloste Gemeinwesen geordnet und hochgebracht. Da gab es Arbeit genug. Manchmal ging es im Amtsbüro den ganzen Tag über ein und aus, und oft saßen beide: der Vogt und sein Schreiber, bis tief in die Nacht hinein über die Bücher gebeugt.

Dann kamen wieder Zeiten, wo der Vogt viel aus dem Hause war und Frau Fische mit niedergeschlagenen Augen herumließ, als suche sie etwas und könnte es nicht finden.

Im Dorfe hieß es, der Vogt habe eine Geliebte in der Stadt. Bald hieß es diese — bald jene. Er liebte die Veränderung. Wie totunglücklich die kleine Frau Vogt manchmal aussehen konnte! Wenn Jens Hellmann dann zurückkehrte — erehrte nie heim ohne reiche Geschenke — dann jubelte sie auf und machte in ihrer Glückseligkeit eine Dummheit über die andere.

Es kam noch immer oft Besuch. Der Vogt lud ein — nicht seine Frau. Er liebte es, ein gastfreies Haus zu führen. Dann ging er selbst zum Schlachter und bestellte den Braten. Er redete mit der Kochfrau, ordnete alles an, machte die Bowle, tranchierte den Braten, schenkte ein, sah nach diesem und jenem. Die Tische bogen sich von all den ledernen Dingen, die Gäste amüsierten sich, und der Hausherr überwachte alles und war selbst von ausgelassener Fröhlichkeit.

Wenn der Vogt fröhlich war, atmete das ganze Haus Frohsinn. Dann durften auch die Mädchen in der Küche nach Herzenslust schmausen, und die Frau Vogt sorgte still verschämt für die Armen, denen ein Stück Lort oder Braten soviel Freude machte, daß Wochen ihres Lebens davon ausgefüllt wurden.

Es wurde stiller im Hause des Vogts. Man spürte Lalls Fortgang. Fred kam auf die Universität. Wulff empfand manche Stunde des Alleinseins, aber dies Gefühl entsprang eher der Sehnsucht als der Langeweile. Es machte ihn nicht unglücklich.

Der junge Schreiber kam gewaltig vorwärts. Er lernte von seinem Lehrmeister in der Gesellschaft sich als freier Mensch zu bewegen, er lernte es, zielbewußt zu arbeiten und den Blick aufs Große, Ganze zu richten.

Seinen Stolz besaß er wohl noch. Aber dieser verlor an Schärfe. Er besuchte seine Pflegeeltern öfter, und sie klagten nicht mehr über seine Undankbarkeit.

Einm Schuster sagte nicht mehr: der junge Herr, sondern der Kirchspielschreiber.

„Mutter, deck stink den Kaffeisch, unser Kirchspielschreiber kommt.“

Jetzt konnte Wulff darüber lächeln. Das hatte er im Hause des Vogts gelernt. Er wehrte auch nicht mehr ungeduldig ab, wenn Trien Schuster ihm übers Haar strich und „mein Süßen“ sagte.

„Wir kriegen doch noch gut von ihm,“ sagte sie, „und das ist auch nicht mehr als recht. Sein Vater wird wohl nicht mehr wieder kommen, da brauchen wir nicht auf zu hoffen.“

Mitunter begegnete ihm einer von den Bauern. Er trat dann höflich zur Seite und zog den Hut. Ein Demütiger wurde er deshalb nicht.

Die Zeit verging. An manchem Sommerabend wanderte Wulff allein hinaus in den Koog. Lalls Antlitz schwebte ihm dann stets vor. Sie war im Grunde nicht schön. Das Haar war zu aschblond, die Augen zu groß, der Teint sahl. Im Dorfe hielt man sie nicht einmal für hübsch. Das Gesicht wurde erst reizvoll, wenn sie sprach und lachte, wenn die Sonne darauf schien. Ihre Augen ähnelten denen ihres Vaters, in denen auch mitunter so herrliche Blitze aufzuckten. Zu solchen Zeiten

hatte sie etwas Strahlendes, das ungemein anziehend wirkte. Wulff war es, als müsse er sie stets von Sonnenschein überflutet sehen. Im Schatten konnte diese Blume nicht gedeihen.

So stand ihr Bild vor seinen Augen, wenn er Zwiegekrähe mit ihr hielt. So stellte er sie sich vor, wenn er an den Winterabenden im Wohnzimmer saß und das Feuer im Ofen prasselte, und draußen der Nordwestwind heulte.

„Wie mochte es Lall gehen?“

„Lall hat geschrieben,“ sagte die Frau Vogt, „sie läßt Sie grüßen. Ach — sie hat es da sein. Aber es kostet auch 'ne Menge Geld. Denken Sie nur . . .“ Und dann erzählte sie.

Wulff hörte nicht mehr darauf. Er war rot geworden. Ein Glücksgefühl stieg in ihm auf und benahm ihm fast den Atem. „Sie läßt mich grüßen,“ weiter dachte er nichts.

In diesem Augenblick wandte sich die Frau an das eintretende Dienstmädchen:

„Fräulein Lall läßt Euch auch schön grüßen, Micken. Denkt mal an, was sie jetzt wieder alles mitgemacht hat . . . Und sie lernt lachen und einmachen.“

Wulff warf den Kopf in den Nacken. Das Rot von seiner Stirn verschwand.

„Wie heißt doch die Stadt, meine Liebe, wo Lall in Pension ist?“ fragte die alte Madame.

„Hannover.“

„Hamburg. So so?“ sprach die alte Dame, die in den letzten Jahren etwas schwerhörig geworden war. „Ja, Hamburg kenne ich. Es ist sehr schön, meine Liebe. Ja, ja — Hamburg!“

Der Kirchspielsvogt war eingetreten. Er lächelte. Er lichte seiner Mutter die Hand und strich seiner Frau übers Haar. Seine Augen waren über die Köpfe der Frauen hinweg in eine unsichtbare Ferne gerichtet. Da griff es Wulff ans Herz. Dies Haus mit seinem behaglichen Luxus war viel zu armelig für einen solchen Mann. Er war gewachsen, aber seine Umgebung war stehen geblieben. Wo fand sich ein Königreich für ihn?

Der Vogt nickte ihm zu, als erriete er seine Gedanken.

„Diese Bauern!“ rief er. „Man radert sich für sie ab, aber sie sehen es nicht ein. Kornis Kasten bleibt jetzt auf seinem Hofe. Wie habe ich ihm zureden müssen! Er wollte absolut in die Stadt ziehen oder vielmehr seine Frau wollte es . . . Solange ich da bin, wird nichts daraus. Das wäre mir 'ne schöne Landwirtschaft!“

„In die Stadt? mein Lieber?“ fragte die Großmutter.

„Ja, Mama, in die Stadt. Das ist der Zug der Zeit.“

„Ich denke, wir bleiben lieber hier wohnen“, meinte die alte Dame. Sie hatte alles nur halb begriffen.

Der Vogt zog einen Brief aus der Tasche, der mit einer ausländischen Marke besetzt war und eine fremde Handschrift zeigte.

„Hier habe ich etwas ganz Besonderes für Euch.“

„Ich kann es mir denken“, meinte Frau Fische. „Wir bekommen Besuch.“

„Besuch, meine Liebe?“ fragte Madame.

„Es ist mehr als ein Besuch. Erinnerst Du Dich an Emil Janssen, Fische? Er ging vor zwanzig Jahren über den Kanal.“

„Freilich, er trug einen braunen Anzug.“

„Möglich. . . Also Janssen — ich glaube, er hat in Glasgow eine Fabrik — der hat ein Müßel. Die Großmutter des Mädchens ist eine Deutsche gewesen und muß wohl viel von ihrem Vaterlande gehalten haben. Nach dem Tode der Eltern ist Margaret Harrison also zu dieser Großmutter gekommen, und die hat ihr, als sie starb, ihr ganzes ziemlich großes Vermögen hinterlassen unter der Bedingung, daß sie bis zu ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre in Deutschland Aufenthalt nimmt. Danach tritt sie das Vermögen an und kann leben, wo sie will. Jedenfalls spekulierte die alte Dame darauf, daß das junge Mädchen in den vier Jahren sich hier eingewöhnt oder gar ihr Herz an einen Deutschen verliert und sich hier verheiratet. Sie wollte, ohne einen großen Zwang auszuüben, eine Deutsche aus ihr machen. Nun will Freund Janssen sie uns schicken. Er setzt das Vertrauen in uns, daß wir dem Kinde eine Heimat in unserem Hause geben.“

„Ich möchte es nicht,“ sagte Frau Hellmann. „Sie ist gewiß fürchtbar fein und anspruchsvoll. Ich kann auch nicht englisch. Mir sind Sprachen immer sehr schwer gefallen. Madame Junges Schule war sonst die beste in Großheide und wir hatten eine echte Engländerin. Aber ich bin niemals für Lernen gewesen.“

„Was soll die Dame hier lernen?“ fragte Madame.

„Deutsch — was sie will. Hier, ihr könnt den Brief selber lesen.“

„Ich würde abraten,“ meinte Madame.

„Die kleine Miß ist in Lalls Alter,“ fuhr der Vogt unbeirrt fort. „Die jungen Mädchen können zusammen hausen. Das Zimmer wird natürlich fein insland gesetzt.“

„Aber Lall ist doch garnicht hier.“

„Sie kommt nach Hause. Einmal muß ich mein Müßel doch wieder haben. Sie wird auch wohl schon Bildung genug genossen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Verse von Leopold Schwarzschild.

Die italienische Milliarde.

Zeichnungen von R. Mhrle.



1.

Der Mensch, um den es dreht sich,
Verfällt in krampfhaftes Gebahren:
Sein Tun wird plump, er schwitzt und steht
Am Bekleidungs- und um Liebesgaben.



2.

Der Präsident auf seiner Flucht
Schießt schluchzend nach Italien rüber
Und girt um Hilfe und verflucht
Bestechung nach der Art der Schieber.



3.

Es klumpert ihm im Kofferlad
Die nicht verlangten Goldmillionen,
Verleibt bannt sich der äpp'ge Frack,
Bereit, die Treue auszulohnen.



4.

Ein ganzes Land in Juchensicht,
Harrt des Effekts der Schmiergebärde
Und jubelt schon und zweifelt nicht,
Dah' alles käuflich auf der Erde —



5.

Ein ganzes Land samt Präsident
Jedoch sieht blaß und gramverlunten
Der teutschen Schiebung rasches End' —
Italien hat abgewunken.



6.

Und Theobald streicht sich den Bart —
Er hört, von wegen spä'ter Pläne,
Vergnügt (in seiner stillen Art)
Vom vielen Geld am Strand der Seine!



Nach dem „Tollu Noir“.

Englands Verbrüderung mit dem Kongoneger.
Links ein belgischer Kongoneger, rechts ein belgischer Soldat,
In der Mitte ein englischer Matrose.



Phot. Gebrüder Dierck, Berlin.

Dem deutschen Aviatiker Helmut Hirth wurde für tapfere
Erfundungsflüge in Feindesland das Eisene Kreuz
verliehen. Außerdem wurde er zum Leutnant befördert.



(Aus der „Jugend“, Ges. v. G. Hertling.)

Der Geist Edis

„Herrgott im Himmel, laß' uns nicht pleite geh'n. Du kriegst
25 Prozent vom Reingewinn! Auf englisch-russisches Ehrenwort!“

* Die Schlacht bei Tannenberg. *

Der Name des genialen Heerführers, des Generalobersten von Hindenburg, ist jetzt in aller Munde. Er hat Ostpreußen von den russischen Eindringlingen gesäubert und ihnen vernichtende Niederlagen beigebracht. Den ersten großen Sieg in Ostpreußen errang er in den letzten Augusttagen gegen eine russische Armee in Stärke von 5 Armeekorps und Kavalleriedivisionen in der Gegend von Ortelsburg - Gilsenburg und Tannenberg. Von dieser historisch - denkwürdigen Schlacht haben wir uns die drei abgebildeten Aufnahmen verschafft, die, obwohl sie einen kleinen Ausschnitt bedeuten, doch ein gutes Bild von der Größe der russischen Niederlage geben. Dieser Sieg war von entscheidender Bedeutung, denn es stellte sich beinahe bald heraus, daß die Zahl der Gefangenen gegen 90 000 be-



Das Hochplateau von Tannenberg, wo der Kampf am heftigsten gewütet hat.

lange gefaselt und hat nun auch mit seinem Oberen den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Armee am 9. September geschlagen und befindet sich nun im Rücken des Feindes, der sich in vollem Rückzug nach Rußland hineinwägt. Damit ist die „Dampfwalze“ der Millionenarmee Rußlands schon an den Grenzen des deutschen Reiches zum Stehen gebracht worden und was sie an Unheil über unser Vaterland bringen sollte, ladet sie nun im eignen Lande ab. Ob der Zar die Wahrheit erfahren hat, wissen wir nicht, denn aus allen aufgefundenen Papieren geht hervor, daß die Lügenfabrik der Triple-Entente auch eine bedeutende Filiale in Petersburg unterhält. Die neutralen Staaten dürften aber aufgeklärt sein und wissen mit uns, daß der gesamte rus-



Ein von den Russen verlassener Schützengraben.



Ein Teil der von den Geschlagenen zurückgelassenen Vorratshäufung.

trag, unter denen sich viele russische Generale und hohe Offiziere befanden. Die Russen hatten die Absicht gehabt, über Hohenstein, das zwei Tage in ihren Händen war, nach Osterode und Deutsch-Ehlan vorzustoßen. Bei Hohenstein nahm eine deutsche Landwehr-Division den Stoß der Russen auf, im Norden und Süden unterstützt von einem aus Allenstein vordringenden Armeekorps. Es gelang, die Russen von drei Seiten zu umfassen und nach dem Osten und Südosten in die masurischen Seen und Sümpfe hineinzudrängen. Neben den Gefangenen geriet das gesamte Artilleriematerial der dort kämpfenden russischen Armee in unsere Hände. Selten ist es in der Geschichte vorgekommen, daß eine Armee so vollständig und so nachdrücklich geschlagen worden ist. Generaloberst von Hindenburg hat aber nicht



Englische Gefangene beim Erlichten eines Feuers.

sische Man, auf den die Franzosen und Engländer so große Hoffnungen gesetzt haben, endgültig gescheitert ist. Wie aus den neuesten Nachrichten hervorgeht, scheint man den Zaren wider seinen Willen zum Kriege gedrängt zu haben. Dreimal soll er den Mobilisationsbefehl vernichtet haben und erst als man ihm einredete, seine Donatkette schweben in Gefahr, habe er dem vierten Mobilisationsdekret seine Unterschrift gegeben. Dadurch wird natürlich keine Schuld von ihm genommen, denn er mußte genau wissen, was er tat und hätte kraft seines Amtes eben auch zum vierten Mal den Kriegsbehörden entgegenzutreten müssen. Das hat er aber nicht getan, sondern hat vielmehr schon vorher zugelassen, daß heimlich, ohne offizielle Ordre, mobilisiert wurde und zwar zu einer Zeit, wo Rußland mit Deutschland noch in Verhandlungen stand.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(A. Fortsetzung.)

„Na, viel mehr als Du weiß ich auch nicht. Also hören Sie, Herr Doktor: Unter dem Familienschmuck befindet sich auch ein sehr wertvolles Verlenhalsband. Meine Tochter hatte die Absicht, das Kollier bei dem Sonntag abend stattfindenden Rennball zu tragen.“

„Einen Augenblick!“ unterbrach der Kommissär, zog ein Papier hervor und machte sich eine Notiz. „So, bitte fortzufahren.“

„Sie schickte einen alten Diener unseres Hauses in die Stadt,“ fuhr der Hausherr fort, „da der Schmuck, der einen großen Wert repräsentiert, nicht mitgenommen, sondern in der Städtebank deponiert wurde.“

„Fuhr der Mann allein in die Stadt? Ich meine,“ fügte der Beamte auf den fragenden Blick des Barons hinzu, „ob Sie ihm aus Vorsicht nicht jemand zur Begleitung mitgaben?“

„Er fuhr allein.“

„Er ist ein vollständig verlässlicher Diener natürlich, nicht wahr?“

„Na, ob! Auf den kann ich mich wie auf mich selbst verlassen. Eine treuere Seele kann man sich nicht denken.“

„Alt? Lang im Hause?“

„So alt wie ich; war mein Vursch bei den Kürassieren und steht seit vierzig Jahren in meinen Diensten.“

„So, so. Also, bitte, setzen Sie fort.“

Der Kammerdiener fuhr also in die Stadt und holte aus der Bank die Schmuckkassette ab. Johann brachte den Schmuck heute Nachmittag heraus. Und hier muß ich gleich etwas, wie mir scheint, Wichtiges erwähnen, das uns vielleicht auf die Spur der Täter bringen kann. Johann kam sehr aufgereggt aus der Stadt zurück und erzählte, daß zwei Männer ihm in verdächtiger Weise in Wien gefolgt wären, sich ihm im Coupé angeschlossen und Versuche unternommen hätten, sich an ihn heranzudrängen.“

„Darüber werde ich dann schon mit Ihrem Diener sprechen. Ich bitte, jetzt nur die Sache selbst vorzubringen,“ meinte der Kommissär.

„Meine Tochter nahm hier den Schmuck in Empfang und versperrte ihn sofort in jenem alten Schrank dort, der ein geheimes Fach enthält.“

Der Baron machte eine Pause. Offenbar erwartete er, daß der Kommissär nun den Schrank untersuchen werde.

Doktor Wurmser fragte aber nur: „Und was geschah dann? Ich meine, was tat die Baronin, nachdem sie den Schmuck in das geheime Fach gelegt hatte?“

„Wir gingen zum Abendessen,“ fuhr der Baron fort. „Nach dem Abendessen zog ich mich in mein Zimmer zurück und da stiegen in mir durch die nochmalige Erzählung Johanns Bedenken auf. Ich wollte den Schmuck zu mir nehmen. Ich kam herab, holte von meiner Tochter den Schlüssel der Kommode.“

„Wo befand sich die Frau Baronin?“ unterbrach der Polizeibeamte den Bericht des Barons.

„Einige Zimmer von hier entfernt. In der Bibliothek Sie las dort. Also, ich holte den Schlüssel von Mary, ging zur Kommode, sperrte sie auf, öffnete das geheime Fach und fand es — leer.“

„Wann war das? Ich meine, können Sie mir die Stunde genau angeben?“

„Gewiß, sehr genau. Es schlug gerade Mitternacht, als ich die Bibliothek verließ.“

„So... Der Schmuck ist Eigentum Ihrer Tochter, der Frau Baronin Landsberg?“ fragte Doktor Wurmser.

„Nein, nicht so ganz. Nur auf Lebenszeit, das heißt, so lange ich lebe. Er gehört dem Majorate. Ursprünglich trug ihn meine Frau, dann ging er, als sie starb, auf meine Tochter über. Sterbe ich, so erhält der neue Majoratsbesitzer den Schmuck.“

„Vorläufig sind also Sie die Eigentümerin. Dann haben wohl Baronin die Liebeshörigkeit, mit einigen Fragen zu beantworten?“ wandte sich der Kommissär an Mary.

„Bitte sehr.“

„Also, zunächst: Wer wußte, daß Sie um das Kollier in die Stadt geschickt haben?“

„Außer meinem Vater niemand.“

„Schön. Und als der Schmuck kam, wer sah ihn?“

„Ich befand mich hier im Zimmer mit meinem Vater, dem Herrn Oberleutnant,“ die Baronin deutete dabei auf Walden, „und meinem Cousin Franz Rodenstein.“

„Und in Gegenwart dieser Herren haben Sie den Schmuck auch eingesperrt?“

„Ja.“

„Während des Abendessens befand sich Lori hier unten, öffnete die Fenster, um frische Luft einzulassen, und ordnete in meinem Schlafzimmer alles für die Nachtruhe. Unmittelbar nach dem Abendessen, also gegen halb zehn, kam ich in mein Schlafzimmer, das an diesen Raum anstößt, und fand Lori noch dort. Zwischen halb neun und halb zehn also kann der Diebstahl unmöglich erfolgt sein.“

„Warum unmöglich?“

„Weil doch Lori hier war.“

„Ich verstehe, Baronin, aber wissen Sie, ein Kriminalist muß mit allen Möglichkeiten rechnen.“

„Herr Doktor, wo denken Sie hin! Für die Lori leg' ich die Hand in's Feuer.“

„So beschränkt sich also die Zeit auf halb zehn bis zwölf Uhr?“

„Auch das stimmt nicht. Von halb zehn Uhr an bis wenige Minuten vor elf befand ich mich hier.“

„In welchem Zimmer?“

„In meinem Schlafzimmer.“

„Also nebenan?“

„Ja.“

„War die Verbindungstür offen?“

„Ja.“

„Und Sie haben nichts bemerkt, es ist Ihnen nichts aufgefallen?“

„Eigentlich nein, das heißt, zweimal hörte ich, es war so gegen halb elf, ein Geräusch. Aber nicht im Zimmer, sondern draußen im Park.“

„Welcher Art war dieses Geräusch?“ fragte der Beamte. „Was haben Sie bemerkt, Baronin? Es ist das Kleinste von Wichtigkeit, bitte.“

„Das erste Mal hörte ich Schritte draußen auf dem Kies. Als ich mich zum Fenster hinausbeugte, sah ich einen Mann um die Ecke verschwinden.“

„Ohne ihn zu erkennen?“

„Ohne ihn zu erkennen. Er hielt sich knapp an der Mauer und hatte es so eilig, daß ich ihn nicht genau sehen konnte. Die Gestalt schien jugendlich und schlank, das ist das einzige, was ich behaupten kann.“

„Nun, und die zweite Beobachtung, die Sie gemacht haben?“

„Ich war eben im Begriff, in die Bibliothek zu gehen,“ erzählte die Baronin, „und trat in dieses Zimmer, in dem wir uns jetzt befinden, als ich im Schatten der gegenüberliegenden Bäume zwei Gestalten sah.“

„Um!“ machte der Kommissär. „Auch der alte Diener sprach von zwei Männern, nicht wahr, Herr Baron, die ihm in der Stadt gefolgt sind?“

„Ja, so erzählte er.“

„Und was geschah weiter, Baronin?“

„Ich trat zum Fenster, um mich zu überzeugen, wer sich zu so später Stunde noch im Park befand, rief sogar: Wer ist da?, erhielt aber keine Antwort. Ich sah nur, wie die beiden sich rasch in das Dunkel der Bäume zurückzogen.“

„Bitte, Baronin, fragte der Kommissär, wann verließen Sie dieses Zimmer?“

„Einige Minuten vor elf Uhr. Ich ging in die Bibliothek, in der Lori schon das Licht angezündet hatte und auf mich wartete.“

„Und blieben dort bis?“

„Bis zwölf Uhr, antwortete die Baronin zögernd, bis mein Vater herunterkam.“

„Ja, ich traf meine Tochter noch lesend am Tisch,“ sagte der Baron.

„Während dieser Zeit haben Sie die Bibliothek nicht verlassen?“ fragte der Beamte wieder.

„Nein,“ antwortete die Baronin langsam mit einem etwas unheimlichen Gefühl, nun von der Wahrheit abgehen zu müssen. „Einmal bin ich einige Minuten in den Park hinausgetreten, um die Lektüre zu unterbrechen, aber das zählt wohl nicht, ich war in der Bibliothek.“

„Wo liegt die Bibliothek?“

„Das dritte Zimmer von hier, im Parterre. Es ist ein großer, dreifenstriger Raum mit breiten Türen gegen den Park hin.“

„Stand die Tür, die zu diesen Zimmern führt, offen?“

„Als ich eintrat, wohl. Aber ich glaube, daß ich die Tür später schließen ließ.“

„Bitte, möchten Sie mich den Weg führen?“



Für das „Ill. Bl.“ gezeichnet von Hans Kohn.

Auf der Wacht!

„Hat von der Existenz des geheimen Faches sonst irgend jemand eine Ahnung hier im Hause?“

„Ehe die Baronin diese Frage beantworten konnte, bemerkte der alte Herr:“

„Du vergißt, daß die Milli auch im Zimmer war.“

„Richtig, die habe ich ganz vergessen. Ja, Herr Doktor, mein Kammermädchen, Milli, die mir die Schlüssel zur Kommode brachte, war ebenfalls im Zimmer.“

„Und sah sie, wie sie den Schmuck veresperrte?“ fragte der Beamte.

„Bestimmt kann ich es nicht sagen. Ich glaube wohl, denn sie stand in der Tür.“

„Also um die Tatsache, daß der Schmuck in der Kommode veresperrt ist, haben folgende Personen gewußt: Ihr Herr Vater, der Herr Oberleutnant, Ihr Cousin, der alte Diener und das Kammermädchen Milli?“

„Ja.“

„Können Sie sich genau erinnern, um wieviel Uhr Sie den Schmuck eingesperrt haben?“

„Gewiß, denn der Diener meldete, daß angerichtet sei. Wir soupierten regelmäßig um halb neun Uhr.“

„Also zwischen halb neun Uhr abends und zwölf Uhr nachts muß der Diebstahl verübt worden sein,“ bemerkte der Kommissär.

„Die Zeit möchte ich beschränken,“ Herr Doktor,“ entgegnete Mary.

„Wie, bitte?“

„noch im Park befand, rief sogar: Wer ist da?, erhielt aber keine Antwort. Ich sah nur, wie die beiden sich rasch in das Dunkel der Bäume zurückzogen.“

„Bitte, Baronin, fragte der Kommissär, wann verließen Sie dieses Zimmer?“

„Einige Minuten vor elf Uhr. Ich ging in die Bibliothek, in der Lori schon das Licht angezündet hatte und auf mich wartete.“

„Und blieben dort bis?“

„Bis zwölf Uhr, antwortete die Baronin zögernd, bis mein Vater herunterkam.“

„Ja, ich traf meine Tochter noch lesend am Tisch,“ sagte der Baron.

„Während dieser Zeit haben Sie die Bibliothek nicht verlassen?“ fragte der Beamte wieder.

„Nein,“ antwortete die Baronin langsam mit einem etwas unheimlichen Gefühl, nun von der Wahrheit abgehen zu müssen. „Einmal bin ich einige Minuten in den Park hinausgetreten, um die Lektüre zu unterbrechen, aber das zählt wohl nicht, ich war in der Bibliothek.“

„Wo liegt die Bibliothek?“

„Das dritte Zimmer von hier, im Parterre. Es ist ein großer, dreifenstriger Raum mit breiten Türen gegen den Park hin.“

„Stand die Tür, die zu diesen Zimmern führt, offen?“

„Als ich eintrat, wohl. Aber ich glaube, daß ich die Tür später schließen ließ.“

„Bitte, möchten Sie mich den Weg führen?“

„Sehr gern.“
Der Oberleutnant klingelte.
Johann erschien, leuchtete voran und die kleine Gesellschaft, mit Mary und dem Kommissär an der Spitze ging zur Bibliothek.
Auf dem Wege orientierte sich der Kommissär über die Räumlichkeiten.
Als er in der Bibliothek angekommen war, fragte er: „Lieben Sie sich hinüberleuchten, als Sie in die Bibliothek gingen?“
„Nein.“
„So war es also dunkel?“
„Ja, insofern dunkel, als nur das Licht, das aus der Bibliothek kam, den Weg beleuchtete.“
„Aber das eine Licht? Verzeihen Sie, Baronin, aber in Ihrem Zimmer muß doch auch Licht gebrannt haben?“
„Nein, ich verlor es, bevor ich das Zimmer verließ.“
„Entschuldigen Sie die Frage, Baronin, weshalb?“
„Ja, finden Sie so etwas Auffallendes daran?“ fragte die Baronin unruhig.
Sie konnte doch dem Kommissär nicht eingestehen, daß sie das Licht verloscht hatte, um den Glauben zu erwecken, sie habe sich bereits zur Ruhe begeben.
„Nein, auffällig gerade nicht,“ antwortete der Kommissär, „aber wenn man in einen unbeleuchteten Raum tritt, so verloscht man gewöhnlich nicht das Licht des beleuchteten.“
„Herr Doktor, Sie sehen jetzt die Dinge, nachdem dieser Diebstahl vollführt worden ist, selbstverständlich von einem anderen Standpunkt, meinte die Baronin etwas verlegen. Den Weg in den gewohnten Räumen zurückzulegen, war für mich um so leichter, als ja, wie ich erwähnte, die Tür zur Bibliothek offen stand und mir die Lampe von dem Tisch her entgegenleuchtete.“
Der Kommissär sah sich in der Bibliothek um.
Es war ein großer, dreieckiger Raum, mit hoher, freistehender Decke. Rings an den Wänden standen die aus Eichenholz geschnitzten Bücherregale bis weit über die halbe Höhe.
Doktor Wurmser griff nach dem Bleistift und machte einige Aufzeichnungen. Ehe er zu schreiben begann, fragte er die Baronin:
„Nach dieser Darstellung müßte also der Diebstahl oder der Einbruch, — was es ist, müssen wir erst konstatieren, — in der Zeit zwischen elf bis zwölf Uhr nachts verübt worden sein?“
„Ja.“
„Und zweitens kann er nur von einer jener Personen verübt worden sein, die einerseits wußten, daß Sie den Schmuck aus der Stadt holen ließen, und zweitens wußten, wo Sie den Schmuck verwahrt hatten.“
„Das zu ermitteln ist ja Ihre Aufgabe, Herr Doktor,“ meinte die Baronin. „Ich kann darüber keine Meinung abgeben. Ich habe niemand in Verdacht.“
„Und Sie, Herr Baron?“
„Ich auch nicht.“
„Sagen Sie, Herr Baron,“ fragte der Kommissär, „befinden sich derzeit Gäste im Hause?“
„Ueber das Antlitz des Oberleutnants huschte ein Lächeln. Der alte Herr aber zog die Brauen hoch.“
„Ja,“ antwortete er trocken. „Mein Kesse und der Herr Oberleutnant.“
„In Begleitung?“
„Der Herr Oberleutnant hat seinen Burschen bei sich. Mein Kesse ist ohne Diener gekommen.“
„Ich danke,“ sagte Doktor Wurmser, da er sah, daß die Frage nach den Gästen den Hausherrn unangenehm berührt hatte.
„Nun möchte ich, wenn Sie gestatten, einmal die Kammode ansehen.“
Doktor Wurmser wurde in den kleinen Salon der Baronin zurückgeführt.
Zwei Lampen mußten angezündet und zum Schrant gestellt werden.
Der Kommissär untersuchte zunächst das Schloß. Er ließ sich den Schlüssel reichen und sperrte einigemal auf und zu. Die Feder schnappte tadellos ein. Dann untersuchte er den Spalt der Lade, ohne irgend etwas Verdächtiges zu finden. Schließlich prüfte er das geheime Fach selbst.
„Es wird so geöffnet!“ zeigte Mary, die keinen Blick von dem Kommissär abgewendet hatte.
Auch den Deckel des Faches ließ der Polizeibeamte einigemal spielen.
„Ein sonderbarer, höchst seltener Verschluss,“ meinte er.
Der Kommissär überlegte eine Weile, dann fragte er: „Kann außer den Familienmitgliedern jemand den Mechanismus?“
„Ja,“ meinte sich der Oberleutnant ins Gespräch. Verzeihen Sie, Baronin, daß ich ungefragt diese Erklärung abgebe. Die Baronin zeigte uns, als sie den Schmuck einsperrte, wie das Fach zu öffnen sei.“
„Sie sagten uns“, Herr Oberleutnant. Wen verstehen Sie darunter?“
„Baron Franz Rodenstein und mich.“
„Soweit war in dem Augenblick niemand im Zimmer? Dieselben Personen, die schon früher genannt wurden.“

„Also,“ Doktor Wurmser sah nach seinen Notizen, „der Herr Baron, die beiden Herren und das Kammermädchen Milli?“
„So ist es!“ antwortete die Baronin.
„Noch eine Frage, Baronin: Während Sie in der Bibliothek saßen, haben Sie gar nichts gehört?“
„Nein.“
„Hm!“ macht der Kommissär wieder.
Mary war wieder nervös geworden. Sie konnte doch unmöglich zugeben, daß sie gar nicht in der Bibliothek gewesen, sondern sich unten bei der Linde befunden habe.
Der Oberleutnant, der die peinliche Situation der Baronin erfaßte, fügte hinzu:
„Herr Doktor, wie wir gehört haben, wurde die Tür, die Verbindungstür, geschlossen. Sehen Sie sich einmal diese Tür an. Groß, dick, eichen. Bedenken Sie ferner, daß hier Teppiche liegen. Ich muß sagen, ich finde nichts Besonderes daran, wenn die Baronin nichts gehört hat.“
„Ja, ja, gewiß,“ bekräftigte Doktor Wurmser. „Ich frage ja nur, weil es meine Pflicht ist, mich genau zu informieren.“
„Herr Doktor,“ fragte nun der Hausherr, „welche Meinung haben Sie, nachdem Sie die Kammode untersucht haben? Wie wurde der Schmuck entwendet?“
„Das Merkwürdige an dem Fall ist, daß nichts Merkwürdiges vorliegt,“ antwortete der Kommissär. „Existiert ein zweiter Schlüssel zu diesem Kasten?“
„Meines Wissens nicht. Oder hast Du einen machen lassen?“ fragte der Hausherr Mary.
„Ja, vor Jahren. Aber der muß irgendwo in der Schlüssellafette liegen.“
„Ich könnte mir die Entwendung nur dann erklären, wenn ein zweiter Schlüssel vorläge. Die Kammode wurde nicht gewaltsam erbrochen. An dem Schloß befinden sich keine Spuren irgendwelcher Manipulationen. Sie selbst, Herr Baron, fanden, als Sie den Schlüssel von Ihrer Tochter verlangten, das Schloß versperret, nicht wahr?“
Der alte Herr nickte.
„Und Sie hatten gar keine Schwierigkeit, es zu öffnen?“ fragte Doktor Wurmser weiter. „Hatten Sie nicht das Gefühl, daß vielleicht bei dem Schloße irgend etwas nicht in Ordnung war?“
„Keine Spur, alles ging ganz glatt!“
„Na, dann scheint also nur im juristischen Sinne ein Einbruch vorzuliegen. Nach gewöhnlicher Auffassung einfach ein Diebstahl. Und aller Wahrscheinlichkeit nach ein Gelegenheitsdiebstahl.“
„Das heißt?“ fragte der Baron.
„Irgend jemand, der zufällig in die Gelegenheit kam, den Diebstahl zu vollführen, konnte der Versuchung nicht widerstehen und nahm den Schmuck.“
„In diesem Augenblick beugte sich eine Männergestalt zum Fenster herein und rief:
„Was ist denn los? Ihr seid alle noch auf? Und die Türen sind versperret?“
„Freilich sind wir noch auf! Komm nur herein, Du wirst schon hören, warum wir so feierlich versammelt sind. Und wundern wirst Du Dich auch. Johann, öffne dem Herrn Baron.“

VI.

Baron Franz Rodenstein und der Kommissär wurden einander vorgestellt.
Der Baron schien etwas betroffen, einen Polizeibeamten im Schloße zu finden. Er blickte fragend auf den alten Freiherrn, dann wieder auf Wurmser und fragte:
„Herr Polizeikommissär, was führt Sie hierher?“
Ehe der Beamte antworten konnte, rief der alte Rodenstein in aufgeregtem Tone:
„Was den Herrn Doktor herführt? Denk Dir nur, das Perlenhalsband ist vor einer Stunde gestohlen worden!“
„Nicht möglich! Wann? Wie? Von wem?“ fragte Franz hastig. Haben Sie den Täter schon entdeckt, Herr Kommissär?“
„Wenn wir das alles wüßten,“ meinte der alte Freiherr trocken, „so säßen wir nicht mehr hier unten, sondern lägen bereits friedlich in unseren Betten.“
„Da hat der Herr Baron allerdings recht,“ meinte Doktor Wurmser lächelnd. „Leider haben wir bis jetzt noch nicht viel Einblick in die Angelegenheit gewonnen.“
„Wart Du unten beim Teich, in der Nähe vom Gartenhaus?“ fragte der Oberleutnant den jungen Freiherrn.
Franz blickte betroffen auf und fragte:
„Ja — wohl möglich — wie kommst Du darauf?“
„Ich hab' mir eingebildet, Dich unten gesehen zu haben.“
„Wo denn?“
„Jenseits des Teiches, in der großen Allee.“
„Das ist schon möglich. Ich ging spazieren, kreuz und quer; ich werde wohl auch da hinuntergekommen sein,“ erzählte Franz.
„Man sieht Dir an, daß Du kreuz und quer herumgegangen bist im Finstern. Dein Aermel ist ja ganz schmutzig, voll Spinnweben.“
Der Baron biß sich auf die Lippen, sah auf seinen rechten Aermel und wuschte sich mit einer hastigen Bewegung rein.
„Ich werde in der Dunkelheit irgendwo angestreift sein,“ meinte er.

Johann brachte dienstbesessen eine Bürste, um den Baron zu reinigen.
Während Johann gewissenhaft den Aermel des jungen Freiherrn abbürstete, schien sich dieser nur widerwillig dazu herbeizulassen.
„Mein Gott, puß' doch nicht so lang, Johann,“ sagte er zu dem Alten, „der Aermel muß doch schon rein sein!“
„Ja, aber bitte, hier am Rücken ist auch noch ein grauer Fleck. Wo der Herr Baron sich nur so schmutzig gemacht haben?“
„Wie soll ich denn das wissen?“ antwortete Franz barsch und wandte dem Diener unwillig den Rücken.
Mittlerweile hatte der alte Baron eifrig mit Doktor Wurmser gesprochen.
Jetzt fragte der Kommissär:
„Also, Herr Baron, nicht wahr, bloß diese beiden Herren sind gegenwärtig Ihre Gäste im Schloß?“
„Ja, die beiden. Mein Kesse und der Sohn meines alten Freundes und Regimentskameraden.“
Doktor Wurmser wandte sich an Baron Walden:
„Herr Oberleutnant werden doch nichts dagegen haben, einstweilen bei mir zu bleiben und mich dann auf Ihr Zimmer zu begleiten?“
„Bitte sehr, ich verstehe zwar nicht, aber ich stehe Ihnen selbstverständlich ganz zur Verfügung.“
Baron Franz Rodenstein, der wieder an die Gruppe herangeraten war, sagte:
„Wenn Sie — es durchaus nicht unterlassen können, die Gäste — des Barons durch polizeiliche Maßnahmen zu belästigen —“
„Baron, mein Herr, ich bin kaiserlicher Beamter und tue meine Pflicht!“
„Ja, ja, bitte — aber ich finde, daß auch ein kaiserlicher Beamter vor der Tür eines Gentleman haltmachen sollte!“

Eine Unmutsfalte legte sich um die Stirn des alten Herrn.
„Aber, so geh', Franz! Es ist in unser aller Interesse gelegen, daß man den Dieb erwischt. Ich habe dem Herrn Kommissär die weitestgehenden Konzessionen gemacht. Ich denke, daß wir ihm alle entgegenkommen müssen.“
„Wirst vielleicht auch Du Dein Zimmer dem Herrn öffnen?“ fragte Franz. „Und Mary wohl auch?“
Die Baronin war durch diese Worte aus ihrem Sinnen aufgeschreckt worden.
Der alte Herr antwortete:
„Selbstverständlich, wenn der Herr Doktor wünscht.“
Auch Mary sagte in liebenswürdigem Tone:
„Wenn es der Herr Doktor durchaus wünscht, in mein Schlafzimmer einzudringen — außer diesen zwei Zimmern bewohne ich ja kein Zimmer — so steht es ihm selbstverständlich frei. Die Tür, lieber Herr Doktor, Sie sehen ja, steht offen. Bitte, Sie können gleich bei mir beginnen.“
„Vorerst möchte ich mich, soweit es die Dunkelheit gestattet — ich muß die genaue Untersuchung auf morgen verschieben — hier noch etwas genauer umsehen.“
Der Kommissär überflog prüfend den Blick des kleinen Salon, der der Baronin als Wohn- und Empfangszimmer diente.
Dann ging er zur Kammode zurück, maß sie ab, zog eine Lupe hervor und prüfte genau die Umgebung des Schloßes. Er zählte die Schritte ab, die zum Fenster führten, betrachtete den Fußboden genau, schließlich das Fensterbrett und wandte sich dann an die Baronin:
„Sagen Sie, bitte, Baronin, zu meiner Orientierung: Die Fenster gegen den Park zu standen offen, sowohl hier als auch in den anderen Zimmern?“
„Ja, sie waren ursprünglich geschlossen,“ antwortete Mary, „wurden aber auf Wunsch meines Vaters, während wir beim Abendessen saßen, geöffnet.“
„Dieses Zimmer hat nur diese beiden Türen?“
„Ja.“
„Neben an ist Ihr Schlafzimmer, nicht wahr, in dem Sie bis elf Uhr verweilten?“
„Ja.“
„Die Verbindungstür stand offen?“
„Ja.“
„Hat Ihr Schlafzimmer einen zweiten Ausgang?“
„Nein.“

Wenn also der Diebstahl zwischen elf und zwölf Uhr vollführt worden ist, so hätten Sie den Dieb hören müssen; denn Sie waren ja in der Bibliothek, und die Türen standen offen.“
(Fortsetzung folgt.)

Louis Krause,
Leipzig · Gohlis 24.
Spezialfabrik moderner Selbstfahrer und Kranken · Fahrräder aller Art.
Erstklassige Ausführung.
NAB. Preis.
Katalog an Interessenten gratis u. fr.



Tiefdruckpapiere - Kartons
liefert billigt
Jaeger'sche Papierhandlung
C. Götsch & Cie., Frankfurt a. M., Dompfah.

Eine Stimme über die Engländer aus dem Jahre 1691.

Wie schon vor 223 Jahren die Türken über die Engländer dachten und wie heute die halbe Welt über sie denkt, zeigt u. a. folgende Ansprache des Großwesirs Soliman des III. an den eben eingetroffenen englischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Robert Kinslin, am 16. März 1691. Nach der höflichen Begrüßungsrede des Engländers, der bessere Handelsbeziehungen anknüpfen sollte, erwiderte der allmächtige Großwesir, der Europas übermüdete Höflichkeit nicht kannte, wie folgt: „Wenn auch alle anderen Christen die Wahrheit sagen, so kann man sich doch auf euch Engländer nicht verlassen! Ihr kauft und verkauft in das ganze Menschenge-



Statabend im Feindesland.

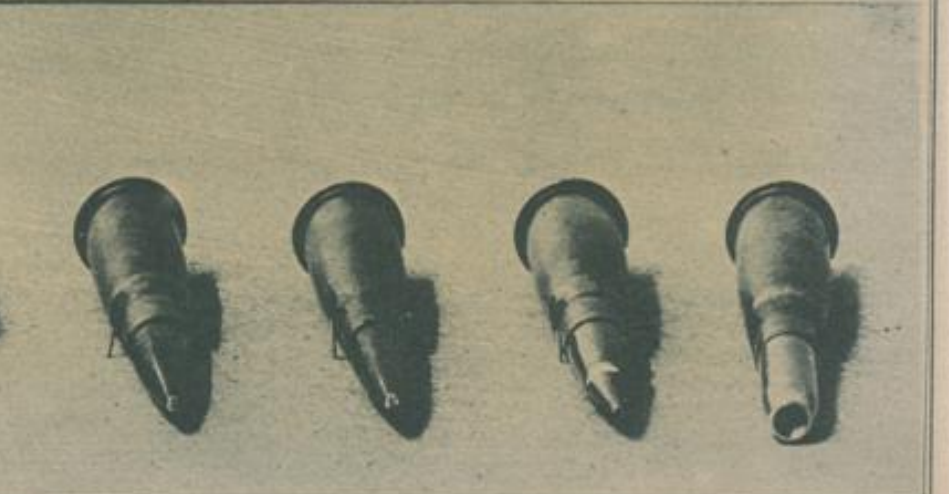
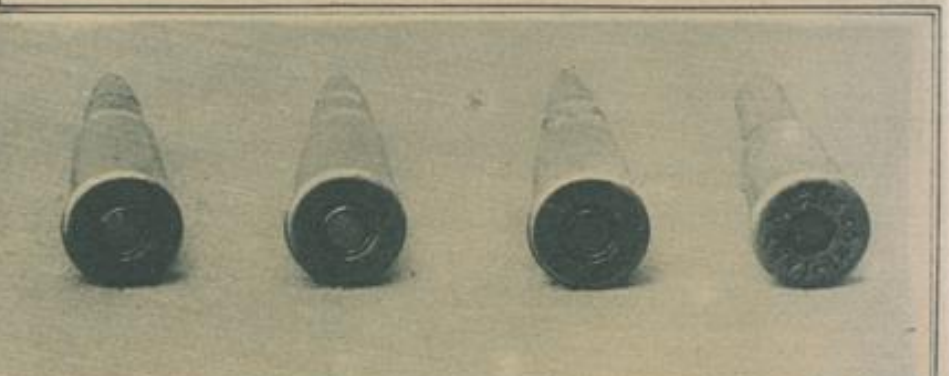
schlecht! Ihr würdet selbst euren Gott verkaufen und kaufen, wenn ihr daran verdient! Ihr sagt wohl, ihr betet zu Gott und seinem Zorn, aber euer Gebet ist Lüge und Gottschändung! Es ist immer eure Hauptfache gewesen, das ganze Menschengeschlecht in Streit zu verwickeln und hernach vermöge eurer Treulosigkeit davon Nutzen zu ziehen! Wir verlangen auch nicht nach eurem Handel! Wir brauchen ihn nicht, denn auch unsere Kaufleute würden allzusehr von euch betrogen werden! Ihr habt ja keine Religion als den Gewinn!“

Der also angebandte Engländer wußte hierauf keine „passende“ Antwort und reiste schon vier Tage später, am 20. März 1691 unverrichteter Zude wieder nach Hause.



Die grausame Kriegführung unserer Feinde.

Tatsachen beweisen und sind selbst durch die dicksten Lügen nicht aus der Welt zu schaffen. Unsere Heeresleitung hat ein paar der in eroberten feindlichen Stellungen gefundenen Dum-Dum-Geschosse aufnehmen lassen und zum Beweise, daß diese gefährlichen, die Wundstelle zerfetzenden Geschosse fabrikmäßig hergestellt wurden, auch ein Päckchen solcher Wundlugeln abbilden lassen. Das Schlimmste ist, daß diese Geschosse, die allen völkerechtlichen Bestimmungen Hohn sprechen, nicht etwa vereinzelt, sondern zu Tausenden gefunden wurden. Unsere Segenmäßregeln dürften, wenn nicht eine Aenderung in der Kriegführung unserer Gegner eintritt, nicht lange auf sich warten lassen.



Die Dum-Dum-Geschosse, die bei den Franzosen gefunden wurden.



Deutsche Husaren in den Straßen von Brüssel.



Französische Infanterie in der Offensive. Aufnahme eines belgischen Photographen.



Phot. John
Fetti, a. M.

Transport Verwundeter auf dem Frankfurter Südbahnhof.



Leipziger Welle-Bild.

Einzelgrab eines heldenmütigen Soldaten auf den Festungswällen von Namur.



Französische Infanterie, eine umzingelnde Bewegung ausführend, um einer deutschen Truppe in den Rücken zu kommen, wobei sie sicherlich von den Deutschen überrascht worden sind. Aufnahme eines belgischen Photographen.



Gefangene:
Belgien.
25,000.
Zwofach

Old England.
10,000.

Russland.
120,000

Frankreich.
65,000

Serbien.
8000.

Montenegro.
200 1/2.

Japan.
?

Schach.

Verarbeitet von J. Nieves.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Schachliterarisches.

Das Petersburger Turnierbuch, herausgegeben von Dr. Lantsch, ist vor kurzem erschienen. Es bildet eine mit gediegenen, lehrreichen Anmerkungen versehenen Sammlung der Partien dieses hochinteressanten Schachmeisters. In einem Anhang: „Die Bedeutung des Turniers für die Schachtheorie“ nicht Lantsch dann noch die übertriebene Bilanz des Turniers. Das für jeden Schachfreund wertvolle, sehr empfehlenswerte Werk ist im Selbstverlage des Verfassers (München, Jägerstraße 62) erschienen. Sein Preis beträgt 7.-.

Wir entnehmen dem Werk die nachstehende Partie als ein schönes Beispiel von Lantschs Glanzleistungen.

Russische Eröffnung.

(Schpiel in St. Petersburg am 22. Mai 1914.)

Tr. Kooser.
Weiß.
1. e2-e4
2. Sg1-f3
3. Sg3-e5
4. Sg5-f3
5. Dd1-e2

Marshall.
Schwarz.
e7-e5
Sg8-f6
d7-d6
Sf6-e4

12. d3-d4 Sg5-g3
Tiefer und der folgende Zug gefolgt in der Absicht, den weißen Figuren nach d6-d5 das Feld e5 zu nehmen. We wäre jedoch besser gewesen, auf den Vorstoß des Damenbauern zu verzichten und zu rochieren.

13. h2-g3 g5-g4
Alles in grünlischem und nicht solide.
14. Sf3-h4 d4-d5
Dies ist ein entscheidender Fehler. Die Trohuna d4-d5 mußte mit Sg5 pariert werden, dann hätte Weiß zwar das etwas bessere Spiel, aber immer noch nicht Greifbares erreicht.

15. De2-b5
Der Gemeinmann Schwarz muß unter allen Umständen einen Bauern verlieren.
16. 0-0-0
Damit legt Marshall noch eine hübsche Falle: schlägt Weiß den Damenbauern, so nimmt Schwarz wieder und gewinnt dann durch Dg5 auf überraschende Weise eine Figur. — Loh der Trohuna nach Dg4, enthält der Nothode, wegen Sg5; Dg5; Sc7 — fehlerhaft war, liegt auf der Hand.

In Betracht kam nach Lg7 nicht kurzer Nothode; der Angriff, den Schwarz dabei bekommt, hätte aber kaum das Opfer mehrerer Bauern aufzuwiegen, immertrotz aber war es vielleicht die beste Chance.

16. Dg5-a5 a7-a6
Kb8 wäre natürlich wegen Sg5 trachtlos.
17. Lf1-c4
Ein nachlässiges, aber gut berechnetes Opfer das einen unwiderstehlichen Angriff einleitet.

18. Dg5-a5 a7-a6
19. Sc3-b5
Opfer wäre es natürlich besser, daß Opfer mit Dg4 abzulehnen und sich auf ein Gambit mit einem Bauern weniger einzulassen. Aber man darf doch immer, daß sich die Opferkombination des Gegners als falsch erweisen werde!

18. Dg5-a5 — Kc8-b8
19. Sc3-b5

Kooser hat alles trefflich berechnet. Für den Angriff ist noch der Turm verfügbar, der auf b3 vermittelnd einzugreifen droht, und gegen den abstrahierenden Springer geht der a-Bauer vor. Wegen des drohenden Schachs auf a7 kann keine Figur dem König in seiner Bedrängnis zu Hilfe kommen.
19. Sd7-b6
20. Td1-d5 De7-g5
Die beste Verteidigung bestand in Sc4, was das Eingreifen des Turms verzögert hätte, da er auf b3 durch Dg5 — Kb1 Sd2 — erobert worden wäre. Weiß hätte dann den Angriff auf folgende Weise fortgesetzt: Tc1 (um diesen Turm nach Td3 Dg5 — damenschützen) Td6 Sd6; Dd6; Td3 — Sg6 a2-a4 Le8 Te8 Dd7; Dg5 Dg5; Td5; und Weiß gewinnt noch zwei leichte

Figuren für einen Turm, so daß ihm ein Hebräerbild von einem Bauer bleibt. 2. Kc7 a4-a5 Ld7 Lf8; u. Lm.
21. Kc1-b1 Lf5-d6
22. Td3-b3 Th8-e8
23. a2-a4 Le6-f5
Um noch Te2 zu verloben; aber auch dieser Plan wird gestört.
24. Sb5-a7
Tracht matt auf c6 und zwingt somit den Kaiser zurück.
24. Lf5-d7
25. a4-a5 Dg5-d2
26. a5-b6 Te8-e1
27. Kb1-a2 e7-e6
28. Sg7-b5!
Führt zu einem hübschen Matt.
28. c6-b5
29. Da6-a7 + Schwarz gibt auf; denn auf Kc8 folgt Dc8 — Lb8 Da5 matt.

Karten-Rebno.



Definit-Aufgabe.

bers, betn, bura, dont, drang, er, gu, in, sich, or, ot, schwanz, sen, lau, rot, ta, teich, tin.

Aus vorstehenden 18 Silben bildet man 9 dreifellige Wörter, indem man die fehlende Mittelsilbe, die allen Wörtern gemeinsam ist, hinzusetzt. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten Wörter nennen eine Oper von Verdi.

Magische Eche.

a a a a b b b Die Buchstaben der Eche sind so zu ordnen, e e e e i daß in den waagerechten und senkrechten Reihen i l l i r gleichlautende Wörter entstehen. Die letzte Reihe r z s e enthält nur einen Vokal. Die Wörter bezeichnen i t u aber in anderer Reihenfolge; ein älteres Volk, einen u ein Ort in Sachsen, eine Stadt in Schlesien, einen Peritomen, u ein Maß und ein Raubtier.

Ordnungsaufgabe.

Kaberen, Peitsch, Chemille, Fiehe, Ferkel, Tankred, Duld, Fochie, Entrecht, Gerichte, Gartsummi, Zimmermann, Rentada, Medizin, Krenndorf, Kanenbaler, Saturn, Senkenmann, Sichel, Stohogel, Krüder, Wohnungsnat, Tiefenbach.
Vorstehende Wörter ordne man derartig, daß die Anfangsbilben (jedoch ohne genaue Innehaltung der Silbenteilung) ein Satz von Schiller nennen.

Auflösungen.

Köfelsprung.

Die Verbe grüßt den ersten Strahl.
Loh er die Prust ihr Kunde.
Wenn träge Koth noch überall
Durchschleudt die tiefen Gründe.
Und du willst Menschenfind, der Zeit
Verjagend unterliegen?
Was ist dein kleines Ordeleid?
Tu mußt es überfliegen!

Rebno.

Wer nicht mehr, mindert.

Haus und Küche.

Effigarten. 10 Pfund feste, gerade gewachsene, gut fingerlange frische Gurken werden sorgfältig gewaschen, gebürstet und in Wasser gelegt. Nach 24 Stunden trocknet man sie mit einem Tuche ab, entfernt alle schlechten Stellen und schneidet die Gurken in Zierstücke mit dazwischen gestreuten Gewürz. Als Gewürz verwendet man auf etwa 10 Pfund Gurken 500 Gramm Perlzwiebeln, 100 Gramm feinwürfelig geschnittenen Meerrettich, 15 Gramm Pfefferkörner, etwas Kümmervieker, Lorbeerblätter, Dill und Esdragonblätter. 1 bis 2 Liter Wasser und 2 Liter guten Einmachessig kocht man auf, nimmt vom Feuer, gibt je nach Geschmack Salz und einige Stücken Zucker zu, läßt die Flüssigkeit erkalten und gießt sie über die Gurken. Die Gurken müssen mit dem Essig bedeckt sein. Auf die Gurken legt man ein Zäddchen mit gelben Zeuskörnern. Ein weiteres notwendiges Aufstehen des Essigs kann man sparen, wenn man die sogenannte Einmachhilfe hinzusetzt. Gut gebunden halten sich die Gurken unbegrenzt, sie sind sehr würzig und ausgezeichnet im Geschmack.

Tomaten. Tomaten sind im September oft billig zu haben. Wenn sie noch nicht recht rot sind, legt man sie in die Sonne an das Fenster. Man kann sie sehr gut zu Suppen im Winter aufbewahren. Sie werden sauber abgewaschen, in einen Steinopf gelegt und mit kochendem kaltem Salzwasser befüllt. Man bedeckt sie mit einem Brettchen oder Zuber und legt auch, wie bei Bohnen, ein Tuch darüber. Den Topf bindet man zu.

Praktische Winte.

Verwertung des Kohlenstaubes. Von jedem größeren Vorrat Kohlen im Keller oder Stall bleibt auch eine größere Menge Staub zurück, der nur selten als solcher flott und nutzbringend verbrannt werden kann. Weis wird er deshalb als völlig wertlos auf den Schutt- und Abfallhaufen oder in die Aßengrube geworfen. Er läßt sich aber ganz vorzüglich noch als vollwertiges Feuermaterial verwenden, wenn man ihn in einem alten Fäß oder in einer Zinfwanne mit Wasser zu dickem Brei vermischt, einige Tage weichen läßt, dann mit durch Lederhandschuhe bekleideten Händen zu runden Ballen formt und diese in Zugluft oder in die Sonne zum trocknen legt. Völlig getrocknet, brennen sie wie Stückkohle. Verwendet man eingeweichtes, wieder ausgedrücktes Zeitungspapier mit dazu, dann halten sie noch besser zusammen und brauchen nicht so lange zum Durchweichen. F. G.

Um Lampendocht länger zu erhalten, nähe man mit einer starken Stopfnadel 8-10 dicke lange Baumwollfäden an den unteren Rand desselben, sie saugen das Öl ebenso gut wie der Docht und mit ihrer Fülle ist er bis fast zum letzten Rest zu verbrauchen.

Die Mode.



Nr. 2732.

Es gibt wohl kaum einen Menschen in unserem weiten Vaterlande, der jetzt nicht in irgend einer Weise sein Opfer bringt, sei es, daß er auf vieles verzichtet muß, sei es, daß er Geld oder Arbeitskraft zur Verfügung stellt. Viele Hände haben sich für die Pflege der Verwundeten freigemacht, allerdings sind auch viele Hände erforderlich für die große Zahl der Verwundeten. Allen jenen jedoch, die nicht selbst an dieser Pflege teilnehmen können, ist Gelegenheit gegeben, durch Liebesgaben beizutragen. Man kann diese Gaben selbst herstellen; wessen Finanzen es erlauben, sollte es besser von den Arbeitslosen gegen Entgelt arbeiten lassen. Zu diesen Liebesgaben gehören zunächst Wäschestücke für die Verwundeten.

Neben diesen bringen wir auch die Kleidungsstücke der Pflegerinnen zur Abbildung. Eine richtige Kleidung ist hier unbedingt notwendig, um sich und den Kranken vor Schaden zu bewahren. Man verwendet deshalb vor allen Dingen Wäschstoffe. Für die geprüften Krankenpflegerinnen sind diese Kleider Vorschrift, während die Pflegerinnen, die zu Hilfsleistungen herangezogen werden, sich mit einer entsprechenden Schürze begnügen können. Das Kleid selbst dann in einem schlichten dunklen Rod mit ebenfalls einfacher, heller Bluse. Die einfache Keilur deckt im Dienst das weiße Häubchen; schwarze Stiefel oder Halbschuhe und ebensolche Strümpfe. Daß alles Auffällige vermieden werden muß, ist selbstverständlich.

Nr. 2732. Mantel mit Pelierine zur Schwestertracht. Als Material wählt man für warme Tage vorbildend Alpaka, im übrigen guten Kammgarn. Der Mantel ist in leicht geschwelter Zickform gearbeitet und mit langen Ärmeln versehen. Zwei Gruppen von je drei Knöpfen vermitteln den Schluß, den die Pelierine oben löst; diese ist ringsum schmal gesäumt. Umgelegt aus Überstoff oder Zamt. Erforderliches Material: etwa 6 Meter Stoff, 120 Zentimeter breit.



Nr. 2733.

Nr. 2733 u. 2737. Zwei Schürzen für Krankenpflegerinnen. Zur Operation wird die große Ärmelschürze, die das Kleid vollständig deckt, verwendet. Die Schürzenteile treten leicht eingereicht an die Taille, der sie untergesteppt sind. Knöpfe vermitteln den rückwärtigen Schluß. Kleiner vierseitiger Ausschnitt; man kann auch den Halsausschnitt in ein schmales Bündchen lassen. Der abgesteppte Gürtel schließt vorn; hier auch aufgesteppte Tasche. Erforderliches Material: etwa 5 Meter Stoff, 80 Zentimeter breit. — Die zweite Schürze ist besonders für Reformkleider bestimmt und kann auch zu Operationen gebraucht werden; die Träger sind angeteppert und werden vorn mit einem Band geschlossen. Rechts vorn ist eine Tasche aufgesteppt. Links steppert man innen eine Tasche auf und die Schürze kann auch links getragen werden. Erforderliches Material: etwa 3 Meter Stoff, 80 Zentimeter breit.



Nr. 2734.

Nr. 2735.

Nr. 2734. Häubchen aus Batist. Der vordere Teil besteht aus doppeltem Stoff, der rückwärtige Teil ist einfach und schmal gesäumt.

Nr. 2735. Haube aus schwarzer, leichter Seide zur Schwestertracht.



Nr. 2736.

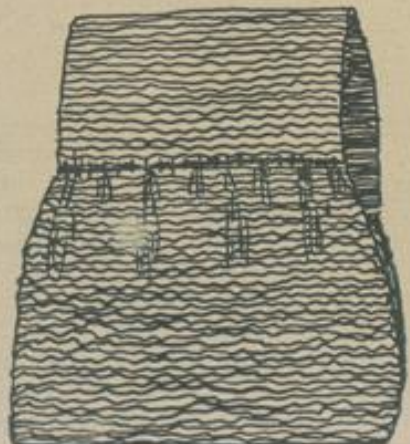


Nr. 2737.

Nr. 2739. Operationschürze für Ärzte. Die Schürze besteht aus Körperdreieck. Die Schürzenteile sind leicht eingereicht einer glatten Taille untergesteppt. Vorn links aufgesteppte Tasche. Die Ärmel sind halblang und unten offen. Schmalen Gürtel und kurzes Halsbündchen. Erforderliches Material: etwa 4 Meter Stoff, 84 Zentimeter breit.

Gegenstände als Liebesgaben.

Nr. 2738. Leibbinde in Stridarbeit. Unter den Liebesgaben für unsere tapferen Krieger werden neben Zoden Leibbinden sehr verlangt, um die Soldaten, die oft hundentlang auf der nassen Erde liegen müssen, nach Möglichkeit vor Erfältung zu schützen. Man macht einen Anschlag von 90 Maschen auf zwei dicken Nadeln und strickt etwa 60 Reihenwärts. Für den vorderen, bedeutend breiteren Teil muß man 30 Maschen aufnehmen. Dies geschieht, indem man jede zweite Masche zweimal abstrickt. In Länge erfordert dieser Teil etwa 150 Reihen, wobei man bei der letzten Reihe wieder 30 Maschen durch Zusammenstricken von zwei Maschen abnimmt. Nachdem man wieder 68 Reihen mit den 90 Maschen abgestrickt hat, löst man mit der letzten Reihe zugleich die Anschlagmaschen und strickt ab. Erforderliches Material: etwa 120 Gramm leichte Wolle.



Nr. 2738.



Nr. 2739.

Nr. 2739. Krankenhemd mit Rückenschluß und offenen Ärmeln. Für Verwundete unentbehrlich sind die Krankenhemden, deren Schluß im Rücken mittels Batistbundes erfolgt. Das Hemd ist selbstverständlich durchgehend offen. Die vordere Taile wird zur Kierde aufgesteppt. Der Ärmel ist, wie ersichtlich, oben aufgeschlüsselt und wird ebenfalls durch Band geschlossen; auf der Schulter kann man Knöpfe benutzen. Der offene Ärmel ist besonders für Kranke mit Armwunden praktisch. Erforderliches Material: etwa 3,50 Meter Stoff, 84 Zentimeter breit.

Nr. 2740. Krankenjacke in Stridarbeit. Für Kranke, die aufrecht sitzen können und für Rekonvaleszenten unentbehrlich sind die losen Krankenjacken aus leichter Wolle, die den Körper vor Erfältung schützen. Man stellt sie auch vorn schließend und mit langen Ärmeln, doch ist dies für Kranke, deren Arme in Mitleidenschaft gezogen sind, nicht praktisch. Man strickt oder häkelt mit losen Maschen auf Grund des Schnittes, den man sich auf leichtes Papier überträgt. Man arbeitet über die Zeitungsblätter hinweg und schließt die Abschnitte durch Nähte. Der Ärmel kann man rund stricken; man beginnt unten und rundet ihn nach oben nur wenig ab, so er fast gerade in das Armloch rät. Erforderliches Material: etwa 150 Gramm leichte Sportwolle.



Nr. 2740.

Prinz Joachim von Preußen, der jüngste Sohn des Kaisers, ist am 9. September auf dem östlichen Striegaschauplatz durch einen Schrapnellwund verwundet worden. Die Kugel ging aber glücklicherweise glatt durch den Oberschenkel, ohne den Knochen zu verletzen. Vor wenigen Tagen ist der Prinz nach



auch Theater spielt. Hier in dem Lütticher Theater hat man sich prächtig eingerichtet. Offiziere und Mannschaften sitzen gemütlich in den Rängen, die Landwehrröhren schmanzen ihre Pfeife und alles amüsiert sich köstlich über das „Theater“, das da unten kunstbegabte Kameraden in humorvoller Mas-



Berlin übergeführt worden, wo ihn die Kaiserin am Bahnhof empfing. Er wurde von einer großen Menschenmenge freundlich begrüßt.

Dass unsere Truppen auch in Feindesland vergnügliche Tage zu verleben wissen, hat man aus zahlreichen Berichten gelesen. Unsere Bilder zeigen, daß man, wenn man es haben kann,

Prinz Joachim von Preußen, der durch einen Granatplitter am Oberschenkel verletzt wurde.

hierung zum Besten geben. Natürlich werden keine Wagneropern und keine klassischen Dramen gegeben. Den musikalischen Teil muß das Schifferklavier oder die „Cinetisch“ will sagen die Handharmonika, übernehmen; der darstellerische setzt sich aus Kuplets und allerlei Vorträgen zusammen. Manchmal ist aber auch ein richtiger Sänger und Schauspieler darunter, und er hat dann das dankbarste Publikum der Welt.



Die Zuschauer.

Theatervorstellung in Lüttich.

Die Schauspieler.



Paul Grach vom Frankfurter Neuen Theater als Kriegsfreiwilliger (Flieger-Abteilung).

Georg Lengbach vom Schauspielhaus in Frankfurt als Leutnant in einem österreichischen Infanterie-Regiment.

Kapellmeister Franz Neumann von der Frankfurter Oper als Leutnant in einem österr. Landsturm-Inf.-Regt.